

- * **Gespräch** – Die grosse Aufarbeitung von «68» 26
- * **Begegnung** – René Bloch lehrt leise 32
- * **Forschung** – Ein Roboter tastet die Toten ab 20

Juni 2008

137

UniPress*





Sie sind auf dem Sprung in die Zukunft. Wohin soll die Reise gehen?

Sie wollen in einem fortschrittlichen Umfeld den Weg in Ihre berufliche Zukunft unter die Füße nehmen. Bei spannenden Aufgaben und Projekten Ihr Wissen anwenden und ständig erweitern. Ihre Kompetenzen weiterentwickeln und vorwärts kommen. Bei Swisscom finden Sie ideale Voraussetzungen dazu. In der Welt der Telekommunikation, die spannende Perspektiven erschliesst. In einem Unternehmen, das mit immer wieder neuen Produkten und Dienstleistungen wegweisend ist.

Packen Sie Ihre Chance und kommen Sie mit. Im Rahmen eines Praktikums, als Trainee oder indem Sie sich gleich für einen Vollzeitjob entscheiden. So oder so sind Sie bei Swisscom gut unterwegs. Unter idealen Arbeitsbedingungen. Und in einer von Teamgeist geprägten Atmosphäre. Worauf warten Sie noch? www.swisscom.com/getintouch

Swisscom – Einfach verbunden.

STUDIERN HEUTE

Erstaunliches spielt sich Ende Semester beim Hauptgebäude der Universität Bern ab: Obwohl es Samstag ist, herrscht ein emsiges Kommen und Gehen. Studierende diskutieren im Hinterhof und im Gegensatz dazu bestimmt konzentrierte Ruhe die darunterliegende, dicht besetzte Bibliothek. Studieren nach der «Bologna-Reform»: Jeder Kurs wird mit einer Prüfung abgeschlossen und mit Punkten honoriert. 180 dieser Kreditpunkte ergeben einen Bachelor-Abschluss. Pro Veranstaltung können 2 bis 7 Punkte gesammelt werden, wobei ein Punkt einer Arbeitsleistung von 25 bis 30 Stunden entspricht. Bei einer Regelstudienzeit von 6 Semestern bis zum Erstabschluss ist das ohne minutiöse Stundenplanung und Wochenendarbeit nicht zu machen.

Die Kritik ist formuliert: Erwerbsarbeit sei neben dem Studium kaum mehr möglich und das Stipendiensystem zum Ausgleich den neuen Rahmenbedingungen nicht angepasst. Der Anspruch eines gleichen Zugangs zu universitärer Bildung werde untergraben, wenn nur Begüterte studieren könnten. Aber auch inhaltlich gibt es Bedenken: Die Zerstückerung erschwere den Gesamtblick, statt Selberdenken fördere Bologna die bloße Wiedergabe des Fremdgelesenen und sei damit Schule, nicht Studium.

Für die Kommunikation der Hochschulen ist die Umsetzung der «Bologna-Reform» mittlerweile kein Thema mehr – alle Hochschulen haben das Regelwerk inzwischen übernommen. Die jüngeren Studierenden kennen nichts anderes. Jenseits der Diskussion um die Vor- und Nachteile dieser Studienreform interessiert sich «UniPress» für die Befindlichkeit der Studierenden. Wie geht es ihnen? Warum studieren sie? Wie verbinden sie Leben und Studium – und beides allenfalls mit Erwerbsarbeit? «UniPress» hat vier Frauen und vier Männer getroffen und einen lebendigen Einblick erhalten. «Studieren heute», unser Thema. Ab Seite 5.

Bisher fand kein Jahrestag von 1968 in der medialen Schweiz einen so breiten Niederschlag wie dieser 40. Aber auch die Wissenschaft macht mobil: Nun sind die Daten der Archive zugänglich und einige Akteure aus der Distanz bereit, Red und Antwort zu stehen. «Jetzt ist die Zeit da, sie zu befragen», meint Prof. Brigitte Studer vom Historischen Institut. Das Interesse an diesem Jahrestag wäre allerdings kaum so gross, hätten nicht einzelne politische Akteure es in jüngerer Zeit systematisch geschürt: «In den letzten Jahren sind einige Errungenschaften rund um die 68er-Bewegung stigmatisiert und die 68er-Generation zu Sündenböcken für unerwünschte gesellschaftliche Entwicklungen erklärt worden» erläutert Studer im Gespräch (ab Seite 26). Politisch wurde und wird 1968 von verschiedenen Seiten her instrumentalisiert; ab jetzt dürfen wir gespannt sein, was die historische Forschung zur Langzeitwirkung an den Tag fördert. Wem dies zu lange dauert, dem empfehle ich, inzwischen Bob Dylan's «Highway 61 Revisited» wieder mal zu hören. Die Platte entstand 1965 und trägt in sich, was später kommen sollte.

Wir wünschen eine ergiebige Lektüre.

Marcus Moser





● ● ● **Was wäre, wenn Sie mit
uns die Welt der
Versicherungen entdecken?**

**Ihr internationaler Start
in die Finanzwelt.**

Nach einem guten Hochschulabschluss im naturwissenschaftlichen Bereich, in IT, Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften bieten wir Ihnen interessante Einstiegsmöglichkeiten bei Zurich – zum Beispiel in unserem Global Associate Program mit hervorragenden Entwicklungsperspektiven im In- und Ausland. Bringen Sie Ihre individuellen Fähigkeiten, Ideen und Erfahrungen ein und profitieren Sie von der Stärke und den vielfältigen Möglichkeiten eines der führenden, global tätigen Versicherers. Sind Sie bereit, Verantwortung zu tragen und lieben Sie Herausforderungen? Dann starten Sie jetzt in die Zukunft und machen Sie Karriere mit dem **Global Associate Program** von Zurich. Interessiert? Detaillierte Informationen finden Sie unter www.zurich.ch/gap



Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 20 **Rechtsmedizin:** Ein Roboter tastet die Toten ab.
Von Bettina Jakob
- 23 **Biologie:** Genetiker bestätigen: Amerikas
Ureinwohner kamen aus Sibirien.
Von Geneviève Lüscher

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 26 **Gespräch**
Brigitte Studer – 1968 und der Kampf um die
Bedeutung.
Von Marcus Moser
- 29 Holz-Affäre und Hirschy-Krawall – die 68er an
der Uni Bern.
Von Franziska Rogger
- 32 **Begegnung**
René Bloch – Ein Lehrer unter Professoren.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 34 **Meinung**
Sind Finanzkrisen unvermeidlich?
Von Georg Rich
- 35 **Bücher**
- 36 **Impressum**

THEMA STUDIEREN HEUTE

- 5 Janina von Schlippe
Aufgezeichnet von Marcus Moser
- 6 Emanuel Huber
Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka
- 9 Ursina Sager
Aufgezeichnet von Bettina Jakob
- 11 Adrian Durtschi
Aufgezeichnet von Salomé Zimmermann
- 12 Laura Salvato
Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka
- 14 Rasomoy Biswas
Aufgezeichnet von Matthias Abplanalp
- 17 Amira Latif
Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka
- 18 Michael Albrecht
Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka

Bilder zum Thema: Stefan Wermuth



Janina von Schlippe, 25

10. Semester, klinische Psychologie und Neuropsychologie

Bis fünfzehn fand ich Psychologie furchtbar – meine Eltern sind beide Psychologen. Meine Mutter ist Therapeutin in freier Praxis, mein Vater Professor an der Uni. Eigentlich spielten meine Eltern zu Hause aber nie die Psychologen. Meine Eltern waren genau so wie alle Eltern, genau so gut und genau so blöd. Wenn ich sie ärgern wollte, warf ich ihnen vor, das sei jetzt Therapeutengequatsche. Psychologen, die sie sind, wurden sie dann jeweils nicht wütend. Ich habe eher das Gefühl, dass sie sich selber hinterfragt haben, ob ich Recht hätte.

Wie es genau zur Änderung meiner Einstellung kam, ist mir nicht klar. Klar ist, dass ich es irgendwann einfach wusste: Ich will selber Psychologie studieren. Fürs Abitur war ich dann dennoch nicht recht motiviert, aber ich hatte dieses innere Vertrauen: ich werde es packen. Obwohl einige Lehrer damals nicht müde wurden, mein Scheitern auszumalen. Ich hab es dann ohne Wiederholung geschafft. Eben so, nicht brillant, aber auch nicht super mies. Wenn ich meinen Master habe, kriegen diese Lehrer einen Brief von mir. Oben ein Briefkopf, JvS, Master of Psychology. So quasi als Dankeschön, das geschafft zu haben, was sie mir nicht zugetraut haben.

Für die «Zentrale Vergabestelle für Studienplätze» in Deutschland war mein Abitur dann aber zu schlecht. Ich hätte bis fünf Jahre auf einen Studienplatz warten müssen. Ich bin tagelang vor dem Computer gesessen, habe ausländische Unis durchgecheckt und mich nach den Aufnahmebedingungen erkundigt. Daneben habe ich in einer Kneipe serviert. Das war 2002. In dieser Zeit zeigte mir mein Vater einen Artikel aus der NZZ, in dem eine heilpädagogische Lebensgemeinschaft in Bern porträtiert wurde. Ich rief an, und einen Monat später war ich hier. Schnuppern für ein späteres Praktikum. Ich erinnere mich, wie ich durch Bern gegangen bin

und dachte: «So schön. Diese alten Häuser. Wie in einem Museum». Das denke ich heute noch jedes Mal, wenn ich durch die Altstadt gehe. Meine Heimatstadt Osnabrück ist auch süß und klein; das Zentrum wurde aber im Krieg zerbombt. Dann haben sie Plattenbauten hingestellt. Kein Vergleich zu Bern. Die heilpädagogische Lebensgemeinschaft in Bern wurde meine Ersatzfamilie, ich wurde als Praktikantin schnurstracks integriert. Probleme, weil ich Deutsche bin? Nein. Meine späteren Mitstudis haben aber immer angenommen, dass mir Referate einfacher fallen. Wenn die wüssten. Die Mundarten verstehe ich mittlerweile gut, aber ich habe nie versucht, selber so zu sprechen. Das würde nur aufgesetzt wirken.

Mir passt, wenn ich selber bestimmen kann, wann ich arbeiten will.

Kurz nach Praktikumsbeginn zeigte mir eine Kollegin die Stadt Fribourg. Ich hatte Zeit, ging zur Uni und habe mich nach den Bedingungen für eine Zulassung erkundigt. Das war so eine Eingebung – ich habe das manchmal. Zwei Wochen später hatte ich einen Studienplatz für einen Bachelor in Psychologie, Studienbeginn Oktober 2003. Super. Zuerst das Praktikum, dann das Studium.

In Fribourg wohnte ich in der Rue des Epouses, in der Hochzeitergasse. Die Stadt ist perfekt, um mit dem Studium anzufangen. Es hat wenig Studis, keiner geht verloren. Jedenfalls nicht wegen der Grösse. Aber im ersten Jahr wird gesiebt. Wie wenn die Uni die liberalen Zulassungsbedingungen wieder rückgängig machen möchte. Alte Ängste wie vor dem Abitur tauchten wieder auf. Ich hatte Schiss zu

scheitern, bekam eine Magenschleimhautentzündung, hatte häufig Kopfschmerzen, nahm Tabletten dagegen. Ich bestand dennoch alle fünf Prüfungen auf Anhieb! Puh! Danach war allerdings Erholung in Deutschland angesagt; ich habe mich einige Wochen lang kaum gerührt.

Nach drei Jahren war mir in Fribourg alles zu klein. Ich brauchte einen Tapetenwechsel. Zunächst dachte ich an eine Rückkehr nach Deutschland. Ich bin ein Familiemensch und habe alle extrem vermisst. Ich habe dann aber keinen Master gefunden, der mir gepasst hat. Einige Unis in Deutschland wollten nicht mal meinen Bachelor anerkennen! So habe ich mich in Bern fürs Masterstudium beworben. Seit Oktober 2006 bin ich nun hier und studiere in den Hauptfächern klinische Psychologie und Neuropsychologie. Allerdings nicht mehr lange. Ende Frühjahresester ist Schluss, die Masterarbeit gebe ich im August ab.

Klar macht das auch etwas traurig; ich habe die Freiheiten im Studium sehr genossen. Mir passt es, wenn ich selber bestimmen kann, wann ich arbeiten will. Dank meiner Hilfsassistentin verdiene ich nun auch Geld mit einer Arbeit, die ich mag. Seien wir ehrlich: Wenn man arbeitet, geht es immer ums Geld. Zunächst wollte ich deshalb Wirtschaftspsychologie belegen. Aber ich habe einfach mehr Spass an Neuropsychologie. In der Psychologie geht es in allen Spielarten immer um Menschen, das finde ich toll.

Wie es weiter gehen soll? Die Pläne schwanken fast jeden Tag. Ich liebe es einfach zu sehr, Pläne zu schmieden, ohne mich sofort festlegen zu müssen. Also: Vor einem Monat wollte ich nach dem Master noch für ein PhD-Studium in die USA. Aber das dauert fünf Jahre – und so lange will ich nicht von meiner Familie getrennt sein. Jetzt favorisiere ich eine andere Absicht: Zurück nach Deutschland und dann eine Ausbildung als Psychotherapeutin machen. Ich muss daneben ja auch Geld verdienen, so dauert die Ausbildung 5 Jahre. Denke ich an den baldigen Abschied von der Schweiz, dann liegen Angst und Freude eng beieinander. Ich habe hier so nette Freunde, die würde ich am liebsten mitnehmen. Und doch bin ich froh, künftig wieder bei meiner Familie zu sein. Aber vorher geht es jetzt für vier Monate nach London. Ich habe dort ein Praktikum in einer Klinik für Familien bekommen. Das heisst: Neue Menschen kennen lernen und neue Erfahrungen machen. Klasse!

Aufgezeichnet von Marcus Moser

Emanuel Huber, 31

5. Semester Theologie, zurzeit exmatrikuliert

Bestimmt könnte ich mir mein Leben einfacher einrichten. Vielleicht würde ich studieren, könnte auf die Unterstützung meiner Eltern zählen und meinen Job als Nebenverdienst betrachten. Aber ich führe meinen eigenen Computerladen, arbeite manchmal 200 Prozent. Eine 40-Stunden-Woche kenne ich kaum. Aber das ist ein Stress, bei dem ich glücklich bin. Arbeit und Hobby sind ineinander verwachsen. Trotzdem will ich einen Uni-Abschluss machen. Vielleicht möchte ich in zehn Jahren ein ruhigeres Leben haben. Und da weiss ich einfach: Mit dem richtigen Papier in der Hand wäre mein Verdienst bestimmt besser. Ich könnte mein Geschäft vor allem auf grossen Gewinn ausrichten. Aber ich habe diesbezüglich wenig Ehrgeiz. Ich mache einfach das, was mich interessiert, und das will ich möglichst gut machen. Ideologie war immer meine grosse Motivatorin. Ich habe schon im Gymer angefangen, HiFi-Geräte zu verkaufen, habe mich dann in Richtung Videobearbeitung spezialisiert und bin so in den Support reingewachsen. Ich half Profis und Semiprofis dabei, Videos zu digitalisieren. Aus dem Nebenverdienst entstand dann meine Einzelfirma, die innert kürzester Zeit wuchs und heute eine GmbH ist. Vor fünfzehn Jahren bekam ich die Chance, ein Lokal und einen Angestellten eines Computerverkaufsgeschäfts in der Länggasse zu übernehmen. Wir bieten aber weniger Verkauf an, mehr Support und Entwicklung.

Ich wusste nach der Matura absolut nicht, was ich studieren sollte. Mein grösstes Interesse lag bei Logik und Mathematik. Ich habe aber den Typus A mit Griechisch und Latein gemacht, weil ich merkte: Damit bekomme ich eine kulturelle Bildung, für die man Zeit braucht. Bildung muss reifen, selber muss man dazu älter werden. Die Mathematik hingegen, die man im Gymer lernt, ist reines Verstehen. Das braucht keine Zeit, da muss man einfach checken, wie es geht. Ausserdem habe ich schon in

der Sek die Römer und Griechen geliebt und dann Latein gelernt, ganz ohne akademischen Ehrgeiz, einfach wegen der Kultur. Latein hat mir auch besser gefallen als Englisch, deshalb habe ich die alten Sprachen gewählt. Trotzdem habe ich dann angefangen Elektrotechnik und Informatik an der ETH zu studieren. Math, Logik und so liebte ich, aber das ganze Ingenieurwesen war mir zu praktisch. Eine Anstellung als Ingenieur in einer Firma kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe dann erstmal ausgesetzt, weil ich nicht recht wusste, wie weiter. Ausserdem lief zur gleichen Zeit das Geschäft wie wild, das hat mich richtig aufgeessen.

Ich habe mich schliesslich fürs Theologiestudium entschieden, weil ich dachte, das hat was mit Sprache und logischem Denken zu tun. Ich erwartete in der Theologie eine Logik, die weiter geht als Mathematik. In der Theologie muss man ja auch Unlogisches integrieren. Ich meine: Lebensfragen und Sinnfragen bearbeiten wir in unserem Kopf, und der kann nur logische Verknüpfungen machen. Ich wurde aber enttäuscht. In der Theologie kannst Du nämlich jede Logik umgehen. Wenn jemand sagt: Das ist falsch, kann man einfach antworten: Aber ich glaube es. Das nervt.

Ich finde, dass Systematik und Kirchengeschichte in diesem Studium viel zu kurz kommen. Der Schwerpunkt liegt bei den biblischen Fächern. Klar, man sollte die Bibel schon kennen. Aber spannend ist doch die Frage, was andere Disziplinen zu der Textsammlung sagen. Man kann Theologie abschliessen, ohne jemals Plato oder Homer gelesen zu haben. Nach dem Studium musst du eben Pfarrer sein können, sonst nichts. Dabei sollte die Uni in erster Linie Reife und Bildung vermitteln. Ich finde, die Pfarrausbildung sollte separat angeboten werden. Ich habe sowieso eine eher altmodische Auffassung von der Universität: Hier sollten nur einige Fächer

gelehrt werden – Theologie, Medizin, Recht, Mathematik. Der Rest an Hochschulen. Heute muss aber an der Uni der Markt von Angebot und Nachfrage spielen, man schaut sich die Studentenzahlen an und stellt dann die Existenzberechtigung der Theologie in Frage. Aber die Uni ist ein akademisches Konstrukt, da muss doch Platz sein für ein Fach wie die Theologie, weil es auf eine 2000-jährige Geschichte blickt und nicht, weil es 200 Studenten anzieht.

In der Theologie kannst Du jede Logik umgehen.

Meine Frau hat auch Theologie studiert – aber sie war schon kurz vor dem Abschluss, als ich angefangen habe. Ich habe sie ausserhalb der Uni über eine Studienfreundin kennen gelernt. Trotzdem hat mir also die Theologie viel Glück beschert. Meine Eltern freuen sich bestimmt, wenn ich die Uni abschliesse. Meine Mutter ist Pharma-Assistentin, mein Vater Ebéniste, Antikschreiner. Sie haben mich immer unterstützt – auch finanziell. Insbesondere so lange, bis ich mehr arbeitete als studierte. Aber sie würden mir auch heute noch den Rücken frei halten, wenn ich voll aufs Studium setzen würde. Theologie würde ihnen gut gefallen, das Pfarrer Sein. Das einzige, was ich in diesem Beruf aber wirklich gerne machen würde, wäre das Predigen.

Je länger ich nicht weiter studiere, desto wahrscheinlicher ist es, dass ich das Studium nicht mehr abschliesse. Ich habe ja noch im alten System studiert und hatte den Eindruck, man kann sich einfach so durchschmuggeln, ohne Druck, ohne Motivationsfaktoren. Das stinkt mir. Ich warte jetzt auf die Antwort des Studienleiters, was mir für Bologna angerechnet wird. Aber wenn's mehr zu tun gibt, hier fertig zu studieren, als ein Fernstudium in Mathematik zu machen, würde ich das Fernstudium vorziehen. Ich muss ja nicht studieren, weil ich einen Beruf brauche. Wenn ich wüsste, dass ich nie einen Abschluss brauche, um beruflich weiter zu kommen, würde ich lieber Vorlesungen besuchen, einfach, weil's mir persönlich was bringt. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde ich heute wohl Mathematik studieren. Das ist mein langer Zwiespalt. Die einen Fächer geben dir die Werkzeuge der Logik in die Hand, die anderen die Inhalte.

Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka





Ursina Sager Huber, 48

4. Semester Sprachwissenschaft

Die erste Stunde war filmreif. Ich wusste ja nicht, dass eine so genannte Zehn-Uhr-Vorlesung in Tat und Wahrheit erst um Viertel nach beginnt. So sass ich um 9 Uhr 55 im leeren Seminarraum und wartete. Da kommt ein junger Student auf mich zu, fast scheu, mit der Entschuldigung, er müsse leider heute etwas früher gehen. Bravo. Hier sitze ich nun, 46-jährig, erstsemestrig, nervös und werde bereits für die Dozentin gehalten. Die «Mammeli»-Rolle hab ich dann aber doch nicht gekriegt, im Gegenteil, ich fühle mich bestens integriert, die jungen Leute behandeln mich absolut ohne Vorurteile. Jetzt bin ich im 4. Semester und mache, was ich mein Leben lang schon tun wollte, «ghoue oder gschtöche»: Ich studiere Sprachwissenschaft. Die Sprache, ihre Funktion und ihr Aufbau faszinierten mich schon immer. Zurzeit besuche ich ein Seminar in «Onomastik», der Lehre der Eigennamen – es wird erläutert, warum zum Beispiel die Aare als Aare bezeichnet wird. Mag sein, dass dieses Sprach-Interesse daher rührt, dass ich sehr kommunikativ bin. Bereits meine vorherigen Berufe hatten viel mit Kommunikation zu tun: Ich war Psychiatriseschwester, dann habe ich rund 20 Jahre am Inselspital auf der kardiologischen Überwachung gearbeitet, heute führe ich neben dem Studium ein eigenes Lektoratsbüro. Ganz so gradlinig wie es klingt wars allerdings doch nicht – immer wieder schob sich die eine oder andere Ausbildung dazwischen, nicht immer zur vollen Freude meines Umfeldes. Der Entschluss, die eidgenössische Matur nachzuholen, fiel 1987, und ich warf die Anmeldung zur Feusi recht spontan in den Briefkasten der Post Länggasse, das weiss ich noch genau. Als ich die Matur machte, war ich 30-jährig. Der Grund? Ich wollte einfach alle Türen offen haben. Eigentlich hatte ich ja in der Schulzeit den Gymer begonnen, sah aber damals plötzlich den Sinn dieser Ausbildung nicht mehr und bin zwei Jahre vor Schluss

abgesprungen. Die Konsequenz daraus war ein Haushaltslehrjahr im Welschland, ja, so bin ich eidgenössisch diplomierte Hausangestellte geworden. Und mit der Zeit neben Psychiatriseschwester noch Personalfachfrau, Webmasterin, und ich habe mich als Krankenschwester in der Kardiologie spezialisiert. Gerade letzterer ist ein sehr hektischer Beruf, den ich noch bis ins zweite Semester meines Studiums ausgeübt habe, mit grosser Hingabe, Spitalflure waren mir immer Heimat. Der Job war zwar stressig, doch ich fühle mich wohl, wenns eng ist. Manchmal ist es gar einfacher, ein gedrängtes Programm absolvieren zu müssen, da hat man gar keine Wahl, muss eigentlich nichts entscheiden, sondern alles einfach nur tun und unter einen Hut bringen: Arbeiten, Familie, Haushalt, Studium. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, dass ich mit weniger Belastung heute auch tatsächlich effizienter und gründlicher geworden bin.

Kürzlich war ich zum «Highheel»-Abend eingeladen. Wir haben gekocht und getratscht.

Mein Dialekt stammt wohl aus dem Bahnhofbuffet Olten, das liegt genau an den Sprachgrenzen. Mit meinen Eltern, beide aus dem Aargau, lebte ich bis zum 10. Lebensjahr am Zürichsee, seither in Bern mit einem kurzen Abstecher ins Luzernische. Heute wohne ich mit meiner Familie – ich bin zum zweiten Mal verheiratet – im Spiegel am Stadtrand, in einem grossen Haus, mit einem grossen Garten und einem mittelgrossen Hund. In meinem Alltag bleibt nicht viel Zeit für sonstige Beschäftigungen, aber Studieren ist ja zugleich

mein Hobby, ich liebe das Bücher- und Textelezen, und die empirische Forschung ist total spannend. Und so unverkrampft an die Uni zu gehen, wie ich es tun kann, ist ein echter Luxus. Diese Ausbildung muss mir nicht als Sprungbrett in eine Arbeitswelt dienen, ich habe sie nicht gewählt, um damit unbedingt Brötchen zu verdienen. Schön, wer träumt nicht vom tollen Job auf seinem persönlichen Interessensgebiet. Aber als alte Schachtel will ich nicht den Jungen im Wege stehen. Brauche ich Geld, kann ich immer wieder die Krankenschwesterkluft anziehen. Für mich ist es zwar selbstverständlich, auch jetzt während des Studiums zu arbeiten. Allerdings stehe ich nicht unter dem gleichen existenziellen Druck wie viele Werkstudentinnen. Ich sehe, dass das heutige Bologna-System ziemlich Stress schaffen kann und kaum Spielraum für eine individuelle Zeit- und Arbeitsplanung lässt. Das kann für diese Studis schon sehr schwierig werden – obwohl ich es grundsätzlich begrüesse, dass das neue System ein effizienteres Studium ermöglicht. Neuerdings kann aber zum Beispiel der Job nicht mehr als Grund geltend gemacht werden, eine schriftliche Arbeit später einzureichen. Wohl eine der Schattenseiten des Hochschulstudiums, wie etwa auch der vorgezogene Studienjahrbeginn: Immer wenn nun die Uni beginnt, beginnen auch die Schulferien der Kinder... Ansonsten scheint mir die Uni Bern traditionsverhaftet gemütlich. Und mein Studileben ist erfüllt, tatsächlich, ich habe ein richtiges Studileben: Unsere kleine Frauengruppe – jaja, ich bin weitaus die älteste – pflegt auch angenehme Geselligkeiten ausserhalb des Hörsaals. Kürzlich war ich zum «Highheel»-Abend bei einer Uni-Kollegin eingeladen. Da wurde gekocht und getratscht. Gemeinsam mit einer Mitstudentin nehme ich mir auch jedes Semester vor, beim Uni-sport zum Tennisspielen zu gehen. Hingegangen sind wir noch nie.

Ich studiere, weil ich wissensdurstig und neugierig bin – auf Vieles. Ich werde wohl immer auf der Suche sein, nach neuen Zielen, und wieder neuen. Das nächste Ziel ist der Bachelor, ob ich dann den Master anhänge, werden wir sehen. Was wohl nicht zur Freude meiner jüngsten, 13-jährigen Tochter gereichen würde. Sie findet es dermassen peinlich, dass ihre Mutter unbedingt noch studieren muss – und etwa noch Finnisch lernt. Das musste ich nämlich, zwei Semester lang eine nicht-indogermanische Sprache pauken. Ich war nicht traurig, als es fertig war. Das Finnische hat 16 Fälle und keine Präpositionen.

Aufgezeichnet von Bettina Jakob



Adrian Durtschi, 23

6. Semester Soziologie, Geschichte und Politologie

Ich bin ein «Arbeiterkind» und der erste in der Familie, der studiert. Einer meiner Grossväter ist als DDR-Flüchtling in die Schweiz gekommen – seine Habseligkeiten in die Kleider eingenäht – und hat sein Schreiner-Handwerk an die Söhne weitergegeben. Den anderen Grossvater haben wir nie kennen gelernt. Eine Grossmutter war ein so genanntes «Verdingkind». Mein Vater, gelernter Verkäufer und meine Mutter, ursprünglich Zahnarztgehilfin – mussten beide immer in den verschiedensten Jobs arbeiten, unter anderem auch in der Fabrik, um uns vier Geschwister durchzubringen. Es war mir also gar nicht in die Wiege gelegt, dass ich einmal studieren würde.

*Ich schätze eine lebhaft
Diskussion mit einem
politischen Gegner mehr,
als immer auf Schmusekurs
zu sein.*

Nach der Schule wollte ich eine Lehre machen, erhielt aber nur Absagen. Deshalb habe ich als Ausweg die Handelsschule besucht und das KV-Diplom erworben. Recht früh habe ich angefangen, nebenbei für die «Jungfrau Zeitung» zu schreiben. Diese Lokalzeitung war im Jahr 2000 neu gegründet worden und suchte Schreiberinnen und Schreiber. Ich war sechzehn und meldete mich. Die Redaktion gab mir zwei Aufträge, ich musste je einen Artikel über einen Fussballmatch und einen über eine Gymnastik-Veranstaltung

schreiben – eine Sportart, von der ich keine Ahnung hatte. Die Berichte kamen gut an, und von da an war ich als freier Journalist bei verschiedenen Zeitungen und Radios tätig. Später bot man mir eine feste Anstellung an, aber da ergab sich die Chance, die Matura in zwei Jahren nachzuholen.

Meine Mutter war in der Zwischenzeit krank und IV-Bezügerin geworden. Mein Vater arbeitet heute fürs Radio BeO, die Freude am Reden und Schreiben verbindet uns. Ich unterhalte mich gerne mit Menschen und mag es, nahe bei den Leuten zu sein. Deshalb gefällt mir der Journalismus. Mich interessiert vor allem das Politische und Wirtschaftliche, daraus erklärt sich auch meine Studienwahl: Soziologie, Geschichte und Politologie. Seit ich Gewerkschaftssekretär bei der «Unia» im Berner Oberland bin, schraubte ich meine journalistischen Tätigkeiten stark zurück. Bei der «Unia» verrete ich klare Meinungen und Standpunkte, im Journalismus ist man allzu oft von der Redaktionslinie, der Wirtschaft und seinen Vorgesetzten abhängig. Bis vor kurzem war ich auch Präsident des StudentInnenrats der Uni Bern. Mein studipolitisches Hauptanliegen war und ist das Recht auf Bildung für alle. Fähigkeiten sollten entscheidend sein für ein Studium und nicht Faktoren wie Herkunft und Einkommen. Vor allem die «Prestigefächler» stammen nach wie vor vorwiegend aus Akademikerhaushalten. Man verliert viele gute Leute, wenn diese es sich nicht leisten können, zu studieren. Deswegen braucht es unbedingt ein besseres Stipendensystem.

Auch für mich ist es ein täglicher Kampf, Beruf, Studium, politisches Engagement und Privatleben unter einen Hut zu bringen.

Studieren heute ist kein Zuckerschlecken und keine Sonntagsschule. Es ist schwierig, den eigenen und fremden Ansprüchen gerecht zu werden und sowohl den Beruf wie das Studium gut zu machen. Meine Tätigkeit als Jugendsekretär bei der «Unia» ist kein einfacher Brotjob, ich mache das, weil ich es spannend finde und vor allem, um etwas verändern zu können. Die «Unia» ist im Moment die einzige Kraft in der Schweiz, die auf breiter Ebene etwas verändern kann. Meine 50 Stellenprozente reichen aber bei weitem nicht aus, alles anzupacken, was ich gerne möchte. Durch die Bologna-Reform sind die Rahmenbedingungen für engagierte Studis schwieriger geworden. Zum Glück gibt es aber nach wie vor Studentinnen und Studenten, die sich Zeit nehmen, die begeisterungsfähig sind und mit denen man zusammenarbeiten kann.

Ich bin kein Einzelkämpfer, ich geniesse den Kontakt mit meinen Kolleginnen und Freunden. Ich schöpfe Kraft aus den sozialen Kontakten und der Geselligkeit. Wenn es die Zeit zulässt, spiele ich Tennis oder jogge. Mit meiner Freundin bin ich kürzlich im Breitenrain-Quartier zusammengezogen. Sie hat zum Glück ähnliche Interessen wie ich – wir haben uns beim Politisieren kennen gelernt. Es ist das erste Mal, dass ich mir eine eigene Wohnung leisten kann und nicht mehr nach Thun beziehungsweise Wilderswil pendeln muss. Eine Wohnung nur zu zweit ist eine grosse Umstellung für mich. Ich bin es gewohnt, dass immer etwas läuft. Früher habe ich immer im SUB-Häuschen inmitten all der Leute gelernt.

Ich habe mein Studium aus Interesse gewählt und mag es, mit unterschiedlichen Leuten aus verschiedensten Fachrichtungen beispielsweise über Karl Marx oder Adam Smith zu diskutieren. Die Vielfalt der Studienrichtungen ist mir wichtig und muss unbedingt erhalten bleiben. Das ist die wahre Stärke der Universität Bern. Dies scheint die Unileitung leider anders zu sehen, deswegen wird es in nächster Zeit wohl noch mehrere Zusammenstösse zwischen Studis und der Unileitung geben. Ich schätze eine lebhaft Diskussion mit einem politischen Gegner mehr, als immer auf Schmusekurs zu sein.

Ein Studium prägt stark, nicht nur durch die neuen Erkenntnisse, sondern auch durch den Umgang mit anderen. Als Akademiker habe ich einen anderen Blick auf die Welt, diskutiere über andere Themen und die Sorgen sind anders – manchmal Luxus-sorgen im Vergleich zu denen der Búezer.

Aufgezeichnet von Salomé Zimmermann

Der Mythos vom Orient hat mich schon immer fasziniert, die verschnörkelten Moscheen, der Bauchtanz – halt das Märchen von 1000 und einer Nacht. Das war lange vor dem 11. September und der ganzen Terrorismus-Diskussion. Jedenfalls wollte ich schon in der 7. Klasse unbedingt Arabisch lernen – aber in dem Alter hat man viele Ideen, die man nicht umsetzt. Der Entscheid, Islamwissenschaften zu studieren, kam dann aus dem Bauch heraus, weil mich nichts anderes wirklich gepackt hat. Eigentlich war Französisch immer mein Lieblingsgebiet, deshalb studiere ich es jetzt als Nebenfach. Meine Eltern waren nicht gerade begeistert von meiner Studienwahl, haben sie aber akzeptiert. Generell hat mein ganzes Umfeld eher skeptisch reagiert. Da kamen so Fragen: Ja, bist Du denn mit einem Muslim zusammen, willst Du konvertieren? Nein, mein Freund ist kein Muslim, und ich habe nicht die Absicht, zu konvertieren. Es gibt ja diese Klischeevorstellungen über Studentinnen, die sich bei einem Sprachaufenthalt in einen Araber verknallen. Das kommt auch tatsächlich vor, ist aber wirklich nicht die Regel.

Ich bin die einzige in der Familie, die studiert. Meine Schwester ist drei Jahre älter und nach Sardinien ausgewandert. Meine Eltern sind wohl schon stolz, dass ihre Tochter studiert. Aber ich will nicht, dass sie mich deswegen als etwas Besseres ansehen. Ich sehe es als Privileg, studieren zu können. Alles, was ich an der Universität mache, interessiert mich. Das ist nicht wie im Gymi, wo man zum Mathematikunterricht gezwungen wird. Ich bin jetzt im vierten Semester und zurzeit ist es ziemlich anstrengend. Von Montag bis Donnerstag bin ich täglich an der Uni. Ausserdem muss

ich noch Sprachen büffeln, Türkisch und Arabisch. Und wenn ich für ein Seminar Texte übersetzen muss, sind das schnell einmal neun Stunden Arbeit. Aber ich will auch möglichst viel Wissen und Kompetenzen mitnehmen und begreife es nicht, wenn jemand die Hälfte aller Veranstaltungen schwänzt. Ich sage immer: Ich bin nicht an der Uni, um Kaffee zu trinken.

Im Vergleich mit Leuten, die nicht studieren, habe ich viele Freiheiten. Eine Kollegin von mir hat das KV gemacht, arbeitet jetzt 100 Prozent und hat nur 4 Wochen Ferien. Sie hat zwar viel Geld, aber keine Zeit zum Reisen. Ich habe immerhin die Semesterferien, über die ich ziemlich frei verfügen kann. Mit der Geldknappheit kann man sich ja irgendwie arrangieren, aber mit Zeitmangel wird alles schwierig. Viel Geld werde ich wohl auch später nicht verdienen, da hätte ich andere Studienfächer wählen müssen. Aber dafür habe ich mir meinen Kindheitstraum verwirklicht. Das mit dem Geld ist schon so eine Sache – obwohl, in der Schweiz geht's ja eigentlich noch. Ich meine, in den USA wäre so ein Studium viel teurer. Ein Drittel meines Lebensunterhalts verdiene ich mit einem Job als Verkäuferin in einer Bäckerei, je ein Drittel steuern mein Vater und meine Mutter bei. Ich wohne noch bei meiner Mutter in Worb. Irgendwann in den nächsten zwei Jahren möchte ich ausziehen, am liebsten in eine WG.

Bei mir gleicht kein Tag dem andern – das finde ich schön. Samstag ist der einzige Tag, an dem ich nichts für die Uni mache, sondern lese, Freunde treffe – was man halt so tut. Ich gehe sehr gerne in Kunstmuseen, will unbedingt die Hodler-Ausstellung

sehen. Seit der sechsten Klasse mache ich Jazztanz. Für Unisport bleibt da leider gar keine Zeit mehr. Ich bin ja im Bologna-System und kenne das alte System nur vom Hörensagen. Und da bin ich schon froh, dass wir keine Lizarbeit und keine Lizprüfung haben. Eine Kollegin, die nach dem alten System abgeschlossen hat, sagte mir: «Ich war im ganzen Studium nie gestresst, und hatte dann am Schluss diesen Megastress mit Arbeit und Prüfung». Heute sind wir dafür in einer Art Dauerstress, jedes Semester Prüfungen und Arbeiten. Ich muss in drei Jahren sechs bis sieben Arbeiten schreiben – viele davon sind in meinen Augen reine Alibi-Übungen. Die Verschulung mit den ständigen Anwesenheitskontrollen finde ich auch ein bisschen übertrieben. Ich meine: Es zwingt mich ja niemand, zu studieren. Studieren muss man wollen.

Ich bin nicht an der Uni, um Kaffee zu trinken.

Ich weiss noch nicht, ob ich direkt den Mastertitel machen soll oder erstmal den Bachelor und dann irgendwo arbeiten. Eine Hochschulkarriere ist nicht so mein Ding. Ich könnte mir vorstellen, später mal in der Entwicklungszusammenarbeit tätig zu sein, vielleicht auch mal ein paar Jahre im Ausland. Langfristig möchte ich aber in der Schweiz bleiben. Zurzeit reise ich viel, jedes Jahr ein bis zwei Monate. Bis jetzt war ich erst in einem arabischen Land, in Ägypten. Die Märchen aus 1000 und einer Nacht findet man dort nicht, stattdessen den Zusammenprall von westlicher und traditionell arabischer Kultur und auch sehr viel Armut. In diesem Sommer will ich mit einer Studienkollegin die Türkei, Syrien, Jordanien, Israel und den Iran bereisen. Man kann zwar Islamwissenschaft studieren, ohne je in einem arabischen Land gewesen zu sein. Aber ich habe das Bedürfnis, auch mal praktisch zu erleben und zu sehen, was ich an der Uni in der Theorie mitbekomme. Ich will mal eine andere Sicht auf die Welt bekommen, als diejenige, die wir hier im Westen haben. Klar spielt die Religion in der arabischen Kultur eine wichtige Rolle. Die Religion ist auch ein wichtiger Aspekt des Studiums. Aber das heisst nicht, dass ich mich persönlich zum Islam mehr hingezogen fühle als zum Christentum. Ich hinterfrage das Christentum nicht im selben Ausmass wie den Islam, weil mir da die Distanz fehlt. Ich will das auch nicht – schliesslich studiere ich ja nicht Theologie.

Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka



Rasomoy Biswas, 24

4. Semester bioorganische Chemie, Doktorand

Ich hatte einen Traum. Ich wollte Physiker werden. Doch leider bin ich nicht so gut in Mathematik. Aber in der Schule war ich immer gut in Chemie und Biologie. Mittlerweile mache ich meine Doktorarbeit in bioorganischer Chemie. Seit eineinhalb Jahren arbeite ich daran, obwohl ich erst diesen Sommer offiziell als Doktorand der Uni Bern immatrikuliert werde. Vor knapp zwei Jahren bin ich als Bundesstipendiat in die Schweiz gekommen.

Ich war erstaunt, dass im Studentenheim immer die Türen geschlossen sind.

Aufgewachsen bin ich in einem kleinen Dorf 150 Kilometer nördlich von Kalkutta, im Nordosten Indiens. Für das Bachelor-Studium bin ich nach Kalkutta gegangen, den Master in Chemie habe ich dann am «Indian Institute of Technology» in Kanpur gemacht. Das ist in der Nähe von Neu Delhi. Dass ich für die Doktorarbeit in Bern gelandet bin, ist eher Zufall. Auf meiner Liste standen ebenso Professoren aus Deutschland, Frankreich und England. Ich hatte Stellenangebote aus Berlin und Genf, habe aber Bern ausgewählt. Natürlich hätte ich auch in Indien bleiben können, aber für mein Studienfach sind hier in der Schweiz einfach die Bedingungen besser: mehr Lohn, bessere Instrumente. Und es ist eine gute Erfahrung, im Ausland zu studieren.

Ich habe Professor Reymond einen Brief geschrieben und ihn darin angefragt, ob ich bei ihm arbeiten könne. Er hat sofort zugesagt. Dann hat er für mich den Kontakt zum Bund hergestellt. Nach einem Telefoninterview mit der Schweizerischen Botschaft

in Neu Delhi bekam ich ein Stipendium der Eidgenössischen Stipendienkommission für ausländische Studierende (ESKAS) und landete im Juli 2006 mit etwa 100 anderen Stipendiaten in Freiburg. Dort habe ich drei Monate lang in einem Intensivkurs Deutsch gelernt. Im Oktober bin ich nach Bern gekommen und habe mein Doktorat begonnen. Zuerst habe ich eineinhalb Jahre als Bundesstipendiat daran gearbeitet, jetzt endlich als offizieller Doktorand der Uni Bern.

Mein Fachbereich ist die bioorganische und medizinische Chemie. Ich forsche an einem Wirkstoff gegen Krebs. Dieser Wirkstoff verursacht ein Problem: Er tötet nicht nur kranke, sondern auch gesunde Zellen. Ich versuche ihn so zu verändern, dass nur noch Krebszellen absterben. Das Forschungsteam ist extrem international. Die Leute kommen aus Vietnam, Holland, Spanien, Polen, Chile, Deutschland, Italien, Brasilien und China. Nur vier sind aus der Schweiz. Die Forschungssprache ist natürlich Englisch. Die Leute im Team sind sehr offen, das gefällt mir. Viele Schweizer sind ja eher ein bisschen reserviert. Formell. Ich als Inder bin offen und direkt. Deshalb sind auch viele meiner Freunde Ausländer. Ich habe zwar auch Schweizer Kollegen, mit denen ich manchmal am Wochenende etwas unternehme. Aber keine Freunde. Zuerst war ich erstaunt, dass im Studentenheim im Tscharnergut immer die Türen geschlossen sind. In Indien ist das ganz anders. Ich glaube, die Schweizer brauchen einfach mehr Zeit, um eine Freundschaft aufzubauen. Aber das ist in Ordnung: Schweizer sind Schweizer.

Die Inder haben ja auch ihre eigene Art. Viele lernen den ganzen Tag, haben kein Privatleben. Ich bin nicht so. Ich arbeite neun bis zehn Stunden pro Tag, mehr nicht.

Meistens bin ich etwa um neun Uhr in meinem Büro an der Uni, um sechs oder sieben Uhr mache ich Feierabend. Lesen oder Büroarbeit erledigen könnte ich natürlich auch zu Hause, aber ich habe mich entschieden, das nicht zu tun. Ich muss Arbeit und Privates trennen. Am Wochenende arbeite ich gar nicht. Gestresst bin ich eigentlich nur dann, wenn ich dem Professor und der Gruppe die Fortschritte meiner Arbeit präsentieren muss. Das kommt alle drei Monate vor. Das Doktorat ist ja eigentlich etwas zwischen Arbeit und Studium. Ein bis zwei Stunden pro Tag sitze ich hinter Büchern, die restliche Zeit arbeite ich. Was ich dabei verdiene, reicht mir zum Leben. Es muss! Es wäre viel zu stressig, nebenbei noch zu arbeiten.

Schliesslich habe ich ja auch noch ein Privatleben. Ich unternehme immer noch viel mit den Leuten, die ich von der ESKAS her kenne. Wir haben eine Reisegruppe. Das Beste daran ist, dass ESKAS die Reisen organisiert und ich gratis mitfahren kann. Letztes Jahr sind wir Skifahren gegangen, diesen Mai fuhren wir ins Tessin und nach Zermatt. So lerne ich die Schweiz kennen. Es gefällt mir gut hier, zumindest im Sommer. Den Winter mag ich nicht, da fühle ich mich immer ein bisschen depressiv. In Indien scheint immer die Sonne. Auch Bern gefällt mir gut. Es ist ein schöner Ort zum Leben, sehr klein und persönlich. Nicht so stressig und laut. Nur das Nachtleben ist ein bisschen lahm, dafür gehe ich lieber nach Zürich. Mittlerweile habe ich auch viele Leute aus Indien kennen gelernt. Wir organisieren indische Abende, kochen indisches Essen. Ich selber bin leider kein guter Koch. Noch nicht. Aber ich vermisse die indische Küche, deshalb sind diese Treffen für mich sehr wichtig.

Irgendwann werde ich sicher nach Indien zurückkehren. Vielleicht schon in zweieinhalb Jahren. Dann will ich meine Arbeit hier in Bern nämlich abschliessen. Ich glaube, dass ich in Indien gute Möglichkeiten habe mit meiner Ausbildung. Die chemische Industrie ist in den letzten Jahren stark gewachsen. Wenn ich in Indien keine gute Stelle bekomme, bleibe ich im Ausland. Dann nehme ich meine Mutter halt einfach mit. Zuerst möchte ich aber noch für ein paar Jahre nach Amerika gehen, um mich weiterzubilden. Die USA haben die besten Universitäten für bioorganische Chemie. Wenn ich dort eine Zeit lang bei einem Forscher arbeiten könnte, wäre das eine Super-Referenz. Am liebsten möchte ich nach Harvard gehen. Das ist mein Traum.

Aufgezeichnet von Matthias Abplanalp





Amira Latif, 30

5. Semester Rechtswissenschaft

Am Tag, als mein Kind geboren wurde, bin ich noch mit dem Velo zur Jusbibliothek gefahren. Am Tag, als ich vom Spital nach Hause kam, waren meine Mitstudierenden gerade daran, eine Prüfung zu schreiben, die ich eigentlich auch hätte machen wollen. Die ganze Schwangerschaft lief so neben dem Studium her. Momentan mache ich leider überhaupt nichts für die Uni – sonst würde ich meinen 15 Monate alten Sohn noch weniger sehen. Das ist für mich keine Option. Zurzeit muss ich Amir an fast fünf Tagen pro Woche betreuen lassen. Das finde ich eigentlich zu viel. Drei Tage ist er in der Kindertagesstätte, einmal wöchentlich bei meinem Vater. Er und Amir haben eine sehr enge Beziehung zueinander. Auch meine Mutter und eine Nachbarin kümmern sich intensiv und regelmässig um ihn. Ich bedaure es, dass Amirs Vater nicht mehr Verantwortung für ihn übernimmt und Zeit mit ihm verbringt.

Ich bin wissenschaftliche Mitarbeiterin am rechtswissenschaftlichen Institut der Uni Zürich, dort bin ich für die Koordination der «Law Summer School Cairo» zuständig, die diesen Sommer erstmals stattfindet. Ausserdem führe ich Befragungen von Asylsuchenden beim Bundesamt für Migration durch. Und dann mache ich noch Stadtführungen beim Verein StattLand. Aber das betrachte ich eigentlich eher als Hobby. Ob ich mich im nächsten Semester der Fortsetzung meines Studiums widmen werde, ist noch offen. Solange ich eine zeitlich und inhaltlich ausfüllende Berufstätigkeit habe, steht der Studienabschluss nicht an erster Stelle. Wenn dies nicht der Fall ist, hat das Studium erste Priorität. Momentan weiss ich noch nicht genau, wie es weiter geht.

Meine Eltern haben immer gesagt: Studier, was dir gefällt. Sie sind beide Akademiker. Vor dem Jus-Studium habe ich zuerst Geografie und Islamwissenschaft abgeschlossen, eben Fächer, die mich

interessierten. Geografie war im Gymer mein Lieblingsfach, wir hatten einen ausgezeichneten Lehrer. Deshalb ist mir diese Wahl leicht gefallen. Islamwissenschaft hat mit meiner Herkunft zu tun. Geboren bin ich genau hier, in der UniS – also im alten Frauenspital. Mein Vater ist Ägypter und als ETH-Stipendiat in die Schweiz gekommen. Er hat uns Töchtern nicht so viel von seiner arabischen Identität weitergegeben, aber wir sind oft in den Ferien zu Verwandten nach Ägypten gefahren. Ich fand das total unangenehm, die Leute, die Hitze, das Essen. Ich wäre lieber zur Schule gegangen – obwohl ich die Schule gar nicht mochte. Aber diese Ferien in Ägypten waren einfach stressig. Mit 18 hat sich das plötzlich total ins Gegenteil gekehrt: Ich wollte am liebsten nur noch in Ägypten sein, fand alles faszinierend. Ich konnte mich dann ein halbes Jahr vom Gymer beurlauben lassen und habe in Alexandria bei meinen Verwandten gelebt. Dass ich Islamwissenschaft im Nebenfach studiert habe, ist eine Folge dieser Phase. Mein Erststudium bereue ich nicht. Ich hatte nie Mühe, mit meinem Abschluss einen Job zu finden. Ich habe mich auch in beiden Fächern sehr wohl gefühlt. Es ging fast familiär zu und her, wir Geostudis gingen zusammen bräteln und wandern, halfen einander. Jetzt habe ich zwar auch Kontakt zu anderen Studierenden, aber die sind schon älter – wie ich. Die Stimmung im Jus finde ich unbefriedigend, die Konkurrenz ist gross, man kämpft mit vollem Einsatz der Ellbögen. Als Hochschwangere habe ich mal einen Platz in einer überfüllten Vorlesung gesucht. Als ich mich dann hingesetzt hatte, kam so ein junger Student und meinte, das wäre sein Platz, er hätte schliesslich seine Wasserflasche dort deponiert. Ich fand dies ziemlich rücksichtslos. Trotzdem würde ich heute wohl von Anfang an Jus studieren, unter anderem dank den vielseitigen und konkreten Berufsaussichten.

Ich bin sicher nicht die einzige, die nicht so glücklich mit dem Bologna-System ist. Eigentlich sollte es ja eine Studienzeiterkürzung bringen. Aber für Leute, die berufstätig sind, bringt das System eine Verlängerung. Ich habe schon vor der Geburt meines Sohnes neben dem Jus-Studium gearbeitet und konnte meine ersten Prüfungen auf einen späteren Termin verschieben. Wie weit ich jetzt als Alleinerziehende Kind, Arbeit und Uni unter einen Hut bringen kann, wird sich weisen. Ich bin ja eigentlich das beste Beispiel für jemanden, der kapituliert hat, indem ich das Studium bis auf Weiteres aufs Eis gelegt habe.

Die Konkurrenz ist gross. Man kämpft mit vollem Einsatz der Ellbögen.

Um meine finanzielle Sicherheit und den Unterhalt für meinen Sohn mache ich mir keine Sorgen. Ich habe meine Eltern nie um Unterstützung gebeten, obwohl das sicher möglich wäre. Aber ich habe den Anspruch, dass ich mich selber durchbringe. Das klingt vielleicht etwas komisch, aber ich will mich nicht verkaufen. Ich will meine Unabhängigkeit möglichst bewahren.

Als ich während meines ersten Studiums von zu Hause ausziehen wollte, war mein Vater überhaupt nicht glücklich darüber. Er ist in einer Grossfamilie aufgewachsen, in der mehrere Generationen zusammen lebten. Das prägt. Ich hab den Auszug vom Elternhaus dann vorerst bleiben lassen. Seit meinem Studienabschluss lebe ich in der Länggasse – zuerst eine Weile mit meiner jüngeren Schwester zusammen, die Veterinärmedizin studiert hat.

Ich neigte schon immer dazu, an meine Grenzen zu gehen und habe früher oft spätabends und frühmorgens Zusatzschichten eingelegt. Das geht jetzt meistens nicht mehr: Seit Amir auf der Welt ist, hat er eine ständige Priorität, die für mich ungewohnt ist. Trotzdem will ich meine eigenen Interessen nicht vernachlässigen, ich könnte es sonst in zehn, fünfzehn Jahren bereuen. Meinem Sohn möchte ich bezüglich der Studienwahl oder der Berufsvorstellung die Message mitgeben: Nimm dir Zeit, zu überlegen, was du mal arbeiten möchtest, was deine Lebensziele sind.

Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka

Michael Albrecht, 22

6. Semester BWL und VWL

Das Klischee vom faulen Studenten kommt nicht von nichts. Tatsächlich hat man nie mehr so viel Freizeit bei so wenig Verantwortung wie während des Studiums – das sollte man auch geniessen. Aber man darf das Ziel nicht aus den Augen verlieren. Mein oberstes Ziel war, nach sechs Semestern den Bachelor zu machen. Schliesslich will ich ja irgendwann mal fertig sein. Das Studieren fällt mir relativ leicht – klar, vor den Prüfungen hat man immer etwas Stress. Wenn alles klappt, habe ich den Master mit 24. Bevor ich weiter studiere, absolviere ich jetzt erst einmal ein Praktikum bei der Credit Suisse in Zürich, im HR. Ich würde auch später gerne im Personalmanagement arbeiten, weil man da mit Menschen zu tun hat und nicht nur mit Zahlen. Ich hätte im Nebenfach auch ganz gerne Psychologie studiert. Aber da hätte ich mehr Veranstaltungen besuchen müssen, als ich hätte anrechnen lassen können und das hätte das Studium verlängert. Deshalb studiere ich jetzt noch Volkswirtschaft. Informatik stand auch zur Debatte. Aber als ich dort mal in einer Veranstaltung war, habe ich gemerkt, dass das nichts für mich ist. Das war mir viel zu theoretisch. Mit Computerle hat das gar nichts zu tun.

Ich würde mich schon als ehrgeizig bezeichnen.

Für Wirtschaft habe ich mich eigentlich schon im Gymnasium entschieden. Nach der 9. Klasse wollte ich etwas Neues kennen lernen und habe deshalb Wirtschaft und Recht als Schwerpunktfach gewählt. Damals stellte ich mir Jus als tolles Studienfach vor – bis ich dann zum ersten Mal eine Rechtsstunde hatte. All die Gesetzesartikel, das war mir viel zu trocken. Wirtschaft

hingegen passt sehr gut in den Alltag, dieses Wissen ist in jeder Branche gefragt. Es ist ja schon gut, wenn man einfach mal was studiert, das einen interessiert. Aber was fängt man zum Beispiel mit Ethnologie an? Mit einem BWL-Studium sind die Chancen auf eine Kaderposition sicher nicht schlecht. Aber ich habe Mühe, wenn jemand sagt: Ich will Manager werden. Das ist ja sowieso ein Gummibegriff – und ausserdem haben die heutigen Manager nicht gerade das beste Image. Aber die sind ja auch schon alle über 40. Ich denke, dass wir Jungen was verbessern könnten. Ich finde Sozialkompetenz mindestens so wichtig wie Fachwissen.

Ich habe Kollegen, die in St. Gallen studieren, aber ich bin überzeugt, dass die Ausbildung in Bern mindestens genau so gut ist. Natürlich sprechen wir im Kollegenkreis auch über das Klischee vom Wirtschaftsstudenten, der möglichst schnell viel Geld verdienen will. Im Vergleich zu anderen haben wir ja tatsächlich die Möglichkeit, schon im Praktikum relativ gut zu verdienen. Das ist auch toll, aber es hilft natürlich nicht unbedingt, die Vorurteile abzubauen. Mit dem Geld ist es ja so: Man hat's und wenn's aufgebraucht ist, muss man arbeiten gehen. So einfach ist es. Ich hatte nie Mühe, mit Geld umzugehen. Ich habe schon im Gymer gejobbt, hab Nachhilfeunterricht gegeben, war Platzanweiser und später Operateur im Kino. Das war cool. Meine Eltern unterstützen mich, klar. Das Studium bezahlen sie, ich bezahle den Rest. Ich arbeite als Hilfsassistent im Kompetenzzentrum für Public Management. Oft müssen die Hilfsassistenten ja einfach den Reader für den Professor kopieren und Kaffee holen gehen – mein Job ist viel besser. Ich bin für die Finanzen am KPM zuständig und mache die ganze Buchhaltung. Ich habe gehört, dass sich auf meinen Job rund 100 Leute beworben

haben. Diese Posten sind sehr gefragt, weil es natürlich sehr praktisch ist, sein Büro an der Uni zu haben.

Ich wohne noch bei meinen Eltern in Thun. Das ist am einfachsten, ich bin in 45 Minuten von der Haustüre im Hörsaal. Ich komme sehr gut mit meinen Eltern aus und sehe momentan keinen Grund, auszuziehen. Das ist ja vor allem auch eine Geldfrage. Ein WG-Zimmer kostet ja schnell mal 500 bis 600 Franken, dazu käme dann der ganze Haushalt, die Wäsche und cetera. Momentan kann ich monatlich rund 1000 Franken sparen. Ich bin nicht der Typ, der in der Bibliothek lernt. Ich habe zu Hause genug Ruhe. Mein Vater ist oft weg. Er ist bei einem Unternehmen für Tiefdruck für den Asienmarkt zuständig. Meine Mutter arbeitet teilzeit als Sekretärin. Meine jüngere Schwester studiert Veterinärmedizin und ist auch wenig zu Hause.

Thun gefällt mir sehr gut, der See, das Strandbad, die Aare, der Wald – das ist super. Ich genieße meine Freizeit sehr: zu Hause oder bei Freunden rumhängen, Filme schauen, im Winter Snowboard fahren, im Sommer Beachvolley spielen, baden. Ausserdem tanze ich gerne. Ich war früher bei den Kadetten in Thun und da organisieren wir jedes Jahr einen Ball. Meine Freundin hat gerade erst mit Tanzen angefangen – zurzeit besuchen wir zusammen einen Kurs in Standardtänzen. Im Herbstsemester wollen wir dann auf Salsa wechseln. Wir kennen uns noch vom Gymer, sie ist ein Jahr jünger und studiert jetzt biomedizinische Wissenschaften in Fribourg. Letztes Jahr hat sie eine Sprachschule in Australien gemacht, da sind wir gemeinsam sechs Wochen rumgereist. Das finde ich etwas vom Schönsten: Geld sparen und dann ab in den Urlaub. Bevor ich mein Praktikum mache, fahre ich noch eine Woche nach Korfu. Und dann will ich Zürich entdecken! Ich habe dort ein kleines Appartement gemietet. Am Wochenende werde ich aber doch meistens in Thun sein – meine Freundin wohnt ja in Spiez.

Eine Hochschulkarriere steht für mich überhaupt nicht zur Diskussion. Aber ich könnte mir vorstellen, mit 50 mal als externer Dozent eine Vorlesung zu halten. Ich habe kein Problem damit, vor hundert Leuten zu reden. Nach dem Praktikumshalbjahr will ich einen Managementlehrgang für den Masterabschluss belegen. Ja, ich würde mich schon als ehrgeizig bezeichnen. Was das bedeutet? Ein Ziel zu erreichen, das man sich gesetzt hat. Und was ich mir vorgenommen habe, habe ich bis jetzt noch immer erreicht.

Aufgezeichnet von Astrid Tomczak-Plewka



Ein Roboter tastet die Toten ab

Die moderne Autopsie kommt ohne Skalpell und Säge aus. Und nun kann sogar schon ein Roboter die virtuelle Obduktion vornehmen. Das ist nicht etwa Science Fiction sondern bald Alltag am Rechtsmedizinischen Institut der Universität Bern. Das «Virtopsy»-Labor baut damit seine internationale Vorrangstellung aus.

Von Bettina Jakob

Lauernd äugt er von der Decke. Mit dickem gelben Körper, rotem Kopf und hervorspringenden Augen. Scheinbar gespannt darauf wartend, dass Lars Ebert die Enter-Taste drückt. Dann beginnen sich die stämmigen Gelenke lautlos zu bewegen, drehen sich reptilartig um ihre zwei, vier, sechs Achsen – und der eigenartige Apparat gleitet zielstrebig auf die Plastikpuppe auf der Bahre zu. Der computergesteuerte Hightech-Metallarm trägt einen Lichtprojektor, aus welchem zwei Kameraobjektive herauslugen. Er ist ein Roboter. Und wo nun die Plastikpuppe liegt, lag an diesem Morgen ein alter Mann, der in seiner Garage gestorben ist, und am Vortag ein Heroinsüchtiger, der sich den goldenen Schuss gesetzt hatte. Der sechsschichtige Industrieroboter «Virtobot» ist die neueste Errungenschaft des Zentrums für forensische Bildgebung der Rechtsmedizin an der Universität Bern. Er führt für die Rechtsmediziner virtuelle Autopsien durch – ohne Skalpelle, Sägen und ohne Blut. Im sogenannten «Virtopsy»-Labor wird modernste Forensik betrieben, sezirt wird mit Röntgenstrahlen. Die Weltneuheit «Virtobot» soll das Zentrum und dessen unbestrittene internationale Vorrangstellung in der virtuellen Autopsie weiter stärken.

Ein Augenschein im «Virtopsy»-Keller

Als ob eine virtuelle Autopsie nicht genug der Science Fiction wäre, wird diese nun also auch noch von einer Maschine durchgeführt: «Der «Virtobot» übernimmt die Photogrammetrie und das 3D-Oberflächen-scanning», führt Michael Thali, Institutsleiter und Rechtsmediziner, aus. Dabei handelt es sich um zwei Verfahren, die zusammen mit dem computertomographischen Röntgen (CT) und der Magnetresonanzuntersuchung (MRI) die virtuelle Obduktion komplettieren. Später soll der Roboter gar Gewebeprobe entnehmen, heute führen die Rechtsmediziner die Biopsien noch in personam durch. Bei der Vorführung im «Virtopsy»-Keller werden die Abläufe der modernen Forensik verständlich: Lars Ebert legt zehn schwarze Gummikreuze auf die Plastikpuppe und Michael Bolliger schießt mit einer Photokamera von allen Seiten mehrere Bilder des Dummies, die per Funk an die Computestation übermittelt werden. Eine spezielle Software rechnet die Photoinformationen in dreidimensionale Daten um; möglich wird dies durch die Lage der Kreuze, die durch Codes ganz präzise ein Koordinatensystem definieren. Schnell leuchtet ein, dass für diese Arbeit nicht nur Rechtsmediziner

vonnöten sind: Lars Ebert ist Informatiker und Michael Bolliger Visualisationsspezialist. Das «Virtopsy»-Zentrum mit seinen zehn Angestellten ist interdisziplinär aufgebaut; an der IRM-Abteilung arbeiten auch Radiologen und Vermessungstechniker.

Die Forensiker scannen die Körperoberfläche

Nun gleitet der «Virtobot» heran. An einer Deckenschiene aufgehängt beugt sich der Arm mit dem computergesteuerten Oberflächenscanner über die Puppe und der Projektor wirft ein Streifenmuster auf den Plastikkörper, der nun einer menschlichen Landkarte mit Höhenlinien ähnelt. Zwei Kameras scannen exakt jene Stellen des Dummies, die Lars Ebert im Kontrollraum auf dem Bildschirm anklickt – Kopf, Hals, Brust. Wiederum aufgrund klarer Definition der Koordinaten kann der Computer aus den Abständen der projizierten Streifen diese zweidimensionalen Daten in 3D abbilden: Zusammen mit den photogrammetrischen Informationen entsteht schliesslich auf dem Computerbildschirm – Pixel für Pixel – das originalgetreue Abbild des menschlichen Körpers auf der Bahre. Per Mausklick lässt sich dieser grafische Mensch in alle Richtungen drehen, heranzoomen und betrachten, und keine noch so



CT-Untersuchungsraum im Institut für Rechtsmedizin. Im Bild zu sehen sind der Computertomograph (links). An die Decke montiert ist der Roboter, der mit dem angebrachten Oberflächenscanner vollautomatisch exakte dreidimensionale Abbilder der Körperoberfläche erfassen kann.

kleine Hautverletzung, unscheinbare Narbe, kein versteckter Einstich bleibt verborgen. «Das virtuelle Bild ist zu 99,999999 Prozent identisch mit dem gescannten echten Menschen», sagt Visualisationsexperte Bolliger. Eine gesamte photogrammetrische Aufnahme dauert rund zwei Stunden und ist mit dem «Virtobot» um einiges schneller und präziser, als wenn die «Virtopsy»-Angestellten den Scanner wie bis anhin immer wieder von Hand versetzen müssen.

In der Rechtsmedizin liegen nicht nur Leichen

Rechtsmedizinische Relevanz erhält das Oberflächenscanning sowohl bei Todesfällen mit äusserer Gewalteinwirkung, als auch bei verletzten Menschen, erklärt Michael Thali. Er betont, dass am Rechtsmedizinischen Institut (IRM) in Bern rund 60 bis 70 Prozent Lebenduntersuchungen vorgenommen werden, das heisst jährlich 500 bis 600. «Das IRM ist nicht mehr nur ein Leichenkeller», so Thali. Den rund 300 aussergewöhnlichen Todesfällen, die das Institut untersucht, liegen zu je einem Drittel natürliche Todesursachen, Suizide und Unfälle zugrunde. Rund 5 bis 15 Verstorbene sind schliesslich Opfer eines Verbrechens – und hier kann das Oberflächenscanning die Ermittler möglicherweise

zum Täter führen. Mithilfe des virtuellen 3D-Bildes der Körperoberfläche wird zum Beispiel geprüft, ob ein Biss am Oberarm mit der Zahnstellung eines Verdächtigen übereinstimmt. Oder das Schuhsohlenmuster auf der Haut eines Opfers kann mit dem Schuhprofil des mutmasslichen Täters verglichen werden. «Mit dieser Methode konnte ein Mann im brutalen Postgass-Überfall in Bern überführt werden», sagt Thali.

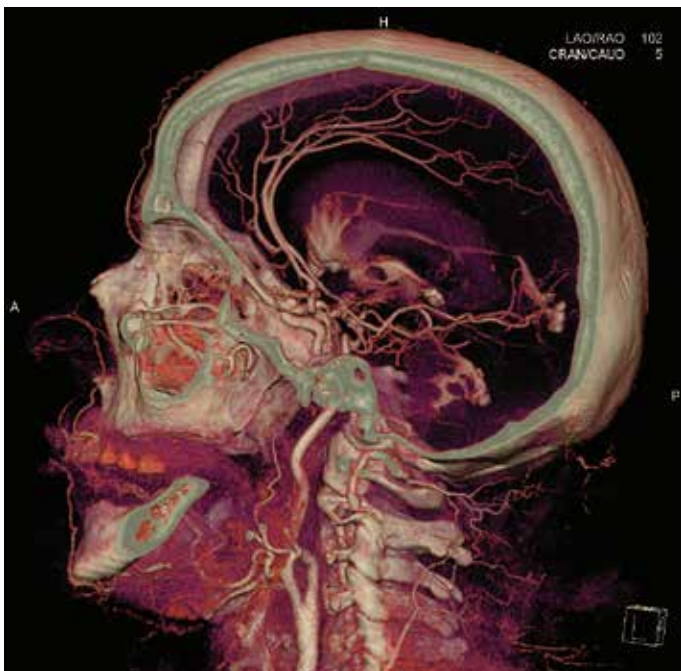
Röntgenstrahlen statt Skalpell und Säge

Der Dummy auf der Bahre gleitet in die Röhre: Während die photometrischen Daten die Körperoberfläche abbilden, sorgt die dritte Säule der virtuellen Autopsie für einen Blick ins Innere. Das computertomographische Scanning (CT) erfolgt durch Röntgenstrahlen, die vor allem Knochen, Luftansammlungen und Organe präzise abbilden – und wird aufgrund der radio-logischen Strahlung nur bei der Leichenobduktion angewandt. Der Körper wird alle 1,25 Millimeter geröntgt und am Schluss dokumentieren rund 12 000 bis 14 000 Einzelbilder den verstorbenen Menschen. Eine hochauflösendere Untersuchung ist mit dem Magnetresonanztomographen möglich: «Durch die Bildaufnahme mittels

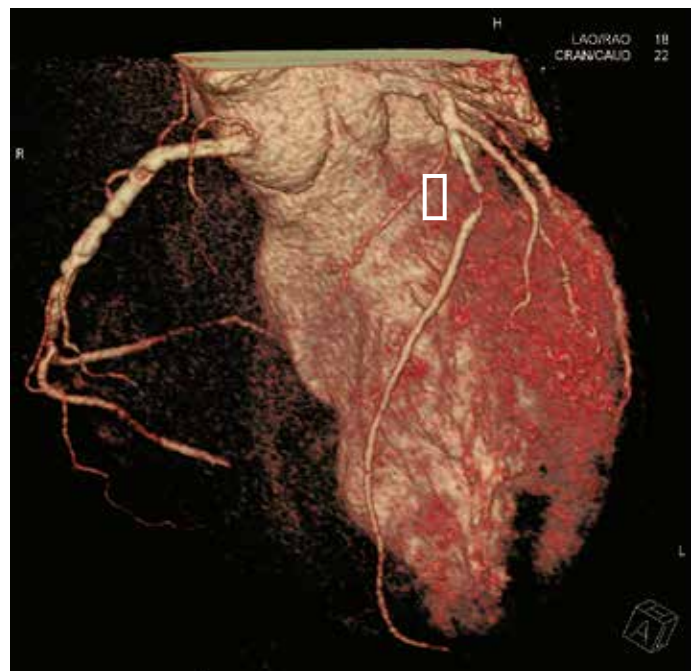
starkem Magnetfeld können die Gewebestrukturen millimetergenau sichtbar gemacht werden», erklärt Michael Thali. Verborgene Zeichen eines Verbrechens kommen so ans Tageslicht, etwa ein Bluterguss im kritischen Halsbereich nach einer Strangulation: «Was äusserlich wie ein

Das Institut für Rechtsmedizin teilt sich in sieben Abteilungen auf

Seit der Einrichtung eines Lehrstuhls für Gerichtsmedizin 1855 an der Universität Bern hat sich das Leichenfach zu den forensischen Wissenschaften entwickelt. Am heutigen Institut für Rechtsmedizin (IRM) sind rund 90 Mitarbeitende beschäftigt, die sich auf die sieben Abteilungen aufteilen: Das Zentrum für Forensische Bildgebung und «Virtopsy» (vgl. Text), Forensische Medizin, Forensische Chemie und Toxikologie, Forensische Molekularbiologie, Zentrum für Forensische Physik/Ballistik, Medizinrecht und Forensisch-psychiatrischer Dienst. Die Rechtsmedizin arbeitet transdisziplinär und dienstleistungsorientiert. Das IRM Bern untersucht die aussergewöhnlichen Todesfälle im Einzugsgebiet Bern, Aargau, Solothurn und des deutschsprachigen Wallis.



Postmortale angiographische Darstellung der Hals- und Hirnschlagadern. Das Kontrastmittel zeigt den Verlauf der Adern auf.



Postmortales angiographisches Bild des Herzens. Zu sehen ist eine massive Gefässverengung im Bereich des vorderen absteigenden Astes der linken Herzkranzarterie (weisser Pfeil).

Knutschfleck aussieht, können wir klar als Gewalteinwirkung entlarven – ohne den Körper aufzuschneiden und dabei allenfalls Spuren zu verwischen.» Befunde aus dem «Virtopsy»-Labor können damit vor Gericht das Strafmass wesentlich beeinflussen. Vor dem Richter sind die virtuellen Ergebnisse mittlerweile als Beweise zugelassen, müssen aber nach wie vor durch herkömmliche Autopsiedaten validiert werden: «An jeder virtuell obduzierten Leiche wird zurzeit zusätzlich eine Autopsie mit Skalpell vorgenommen», erklärt Thali, «bis sich die «Virtopsy» etabliert hat.» Das wird laut Thali sehr bald sein: Rund 70 bis 80 Prozent der «virtuellen» Befunde stimmen mit den Ergebnissen aus der Obduktion überein – oder führen gar darüber hinaus.

Der Tote erhält einen neuen Kreislauf

Nach diesen unblutigen Methoden hört aber auch im «Virtopsy»-Keller die Virtualität auf. Bei den nächsten Untersuchungen wird auch hier Hand angelegt, nämlich bei der Entnahme von Gewebeproben, die eine histologische Analyse auf zellulärer Ebene ermöglichen – Teil des Standardprogramms einer üblichen Autopsie. Auch für die Angiographie braucht es das Skalpell: Durch einen kleinen Schnitt in der Leiste werden Arterien und Venen freigelegt, an welche die Schläuche der Herz-Lungen-Maschine gehängt werden, die hinter den CT-Gerät

steht und auch eine Berner Erfindung ist: «Wir stellen im toten Körper einen künstlichen Blutkreislauf her und injizieren sowohl in Arterie als auch in Vene ein Kontrastmittel, welches das Blut ersetzt», erklärt Steffen Ross, einer der Radiologen in Thalys-Team. Im folgenden CT-Scanning wird das Gefässnetz des Menschen sichtbar – und mit ihm etwaige Verletzungen aus einer Messerstecherei. Oder verstopfte Koronargefässe, die zu einem Herzinfarkt führen – wie beim alten Mann, der in seiner Garage zusammengebrochen ist. Diese Diagnose konnte Steffen Ross soeben stellen, er deutet auf den Bildschirm seines Computers: Ein menschlicher Körper wird herangezogen bis schliesslich unser Blick in dessen Brust eintaucht, hinab zum Herzen gleitet. Auf Mausclick werden die netzartigen Blutgefässe sichtbar. «Hier», Ross' Zeigefinger landet auf einem schwarzen Fleck, «das ist die linke Herzkammer, sie war nicht mehr durchblutet, weil die Ader verstopft war.» An diesem Punkt nahm der Infarkt den Anfang, der diesem Menschenleben ein Ende setzte.

Virtuelle Methoden à la Hollywood

Doch «Virtopsy» ist noch mehr als die moderne Obduktion menschlicher Körper – auch am Tatort können diese Methoden eingesetzt werden. Mit dem Oberflächen-scanner kann das Schlafzimmer, wo sich ein Verbrechen abgespielt hat, virtuell in

3D verwandelt werden. Schnell lässt sich aus dieser grafischen Szenerie errechnen, von welchem Standort der Mörder die tödliche Kugel abgeschossen haben muss. Auch ein Unfall auf der Strasse kann auf dem Computer nachgestellt, ja sogar nachgespielt werden. Das ist das Spezialgebiet von Visualisationsexperte Michael Bolliger, er bringt auf der Grundlage der gescannten Daten die virtuellen Körper in Bewegung. Was klingt wie Hollywood, ist Hollywood: Bolliger hat rund vier Jahre in einem amerikanischen Filmstudio gearbeitet und Trickfiguren animiert. In Bern prüft er nun zum Beispiel Beulen am Kotflügel eines Autos und die Verletzungen am Bein des angefahrenen Velofahrers auf Übereinstimmung. Dazu lässt er beide Fahrzeuge die Strasse entlang fahren und kollidieren – sozusagen als Trickfilm, der auf authentischen Informationen beruht. Aus der Bildabfolge wird ersichtlich, ob der Autofahrer wie behauptet abgebremst hat oder nicht. Mit der «Virtopsy» des Verstorbenen alten Mannes hatte Bolliger nichts zu tun, musste keinen Toten zum Leben erwecken. Das CT hatte gereicht, die Todesursache zu klären – es war das Herz.

Kontakt: Prof. Dr. med. Michael Thali, Zentrum Forensische Bildgebung und Virtopsy, Ordinarius für Rechtsmedizin, Executive MBA HSG, Geschäftsführender Co-Direktor, Institut für Rechtsmedizin, michael.thali@irm.unibe.ch

Genetiker bestätigen: Amerikas Ureinwohner kamen aus Sibirien

Eine internationale Forschergruppe mit Berner Beteiligung hat Genproben von zwei sibirischen Volksgruppen mit Daten von amerikanischen Völkern verglichen und einzigartige Ähnlichkeiten gefunden. Damit untermauern die Genetiker die Theorie, wonach die Ureinwohner Amerikas aus Sibirien kamen und den Kontinent von Norden her besiedelten.

Von Geneviève Lüscher

Heute glaubt niemand mehr, Christoph Columbus habe 1492 Amerika entdeckt. Bereits um das Jahr 1000 hatten Wikinger ihre Schiffe an die Küsten Neufundlands gesteuert, und auch sie stiessen nicht auf einen menschenleeren Kontinent. Amerika war schon damals seit Jahrtausenden bevölkert. Und es waren diese Ureinwohner, denen die Ehre gebührt, Amerika kolonisiert zu haben.

Soweit ist man sich in der Forschung einig. Wann und wie der Doppelkontinent allerdings besiedelt wurde, darüber streiten sich Klimatologen, Linguistinnen, Prähistoriker, Genetiker und Radiokarbon-Spezialisten. Seit kurzem mischt auch die Universität Bern mit. Die Populationsgenetiker Laurent Excoffier und Nicolas Ray vom Institut für Zoologie der Universität Bern haben zusammen mit einer ganzen Reihe von Kollegen und Kolleginnen aus Nord-, Mittel- und Südamerika mit Hilfe der

Genetik neue Argumente zur Beantwortung der Frage beigesteuert, woher die Ureinwohner Amerikas kamen, und wie sie den Kontinent besiedelten.

Dazu sind verschiedene Theorien im Umlauf. Alle gehen sie aber von der mittlerweile ebenfalls von niemandem mehr bestrittenen Annahme aus, dass die Ureinwohner von Norden, nämlich aus Sibirien über die Beringlandbrücke eingewandert sind. Diese Landbrücke verband während der Eiszeiten Sibirien mit Alaska. Die heute 60 bis 90 Meter tiefe und 110 Kilometer breite Wasserstrasse trocknete langsam aus, weil das in den Eismassen gebundene Wasser in den Ozeanen fehlte. Die Meeresspiegel lagen deutlich tiefer und die Kontinente waren entsprechend grösser als heute. Die tundraartige Kaltsteppe auf der Landbrücke bot den eiszeitlichen Tieren, den Mammuts, Bisons und Wildpferden, ausreichend Nahrung, um sich auszubreiten

und neue Regionen der Welt zu besiedeln. Ihnen auf den Fersen folgte der Mensch, der Grosswildjäger der Altsteinzeit.

Eine einzige Einwanderungswelle oder mehrere Schübe?

Bis hierher gleichen sich alle Einwanderungstheorien, dann gehen die Szenarien auseinander. War es nur eine Welle oder waren es mehrere Schübe? Führte der Weg durch den nordamerikanischen Kontinent oder entlang der Pazifikküste? Gab es noch andere Einfallstore nach Amerika? Und wann fand das alles statt? Besonders in den USA ist darüber ein Gelehrtenstreit entbrannt, der sich unter dem Schlagwort «Clovis first» subsumieren lässt.

«Als Genetiker können wir in dieser Debatte nur bedingt mitreden», sagt Ray, «immerhin legen unsere Untersuchungen den Schluss nahe, dass über die Beringlandbrücke nur eine einzige Einwanderungswelle stattgefunden hat. Aber ob «Clovis first» oder nicht, ist eine hauptsächlich unter Archäologen geführte Debatte.»

Mit «Clovis» wird ein ganz bestimmtes Spektrum an prähistorischen Steingeräten bezeichnet, das erstmals 1932 in Clovis, New Mexico, zum Vorschein gekommen ist. Besonders typisch sind elegante, lanzettförmige Pfeil- und Lanzenspitzen mit halbmondförmiger Basis. Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts kamen immer mehr Lagerplätze mit solchen Clovis-Spitzen zum Vorschein, vor allem in Nordamerika, aber auch in Mittelamerika. Für viele Forscher stand fest, dass man mit diesen Clovis-Leuten die ersten Einwanderer entdeckt hatte, denn an ihren Lagerplätzen fanden sich immer Reste der Jagdbeute, nämlich Knochen von Mammuts und elefanten-

ähnlichen Rüsseltieren (Mastodonten). Die ersten Radiokarbon-Datierungen in den 60er Jahren bestätigten mit 11 500 Jahre alten Proben das späteiszeitliche Alter. Die Jäger und Sammlerinnen waren also gegen Ende der letzten Eiszeit eingewandert. Die «Clovis first»-Theorie war damit geboren und verfestigte sich bald zu einer Art Dogma.

In den 80er und 90er Jahren geriet die Theorie erstmals ins Wanken. Der amerikanische Archäologe Thomas Dillehay fand im südchilenischen Monte Verde eine angeblich ältere Fundstätte, eine «Prä-Clovis»-Siedlung. Die Radiokarbon-Datierungen zeigten ein Alter von 12 500 vor heute an, die Fundstelle sollte also 1000 Jahre älter sein als Clovis, und entsprechend fanden sich dort auch keine der typischen Steinspitzen. Dillehay postulierte eine frühere Einwanderungswelle und datierte sie – ohne konkrete Anhaltspunkte – in den Zeitraum um 20 000 vor heute; den Einwanderern müsse ausreichend Zeit eingeräumt werden, damit sie von Alaska aus Südchile erreichen konnten, argumentierte er. Dillehay vermutete, dass die Menschen damals nicht nur zu Fuss unterwegs waren, sondern auch Boote benutzten, um entlang der vereisten Pazifikküste nach Süden zu gelangen.

Dillehays Hypothesen vermochten aber nicht alle zu überzeugen, vor allem wurden die Radiokarbon-Datierungen angezweifelt. «Clovis first» behielt vorerst die Oberhand.

Aber das Rütteln am Clovis-Dogma rief andere Forscher auf den Plan, und neue Hypothesen schossen wie Pilze aus dem Boden. Die «Polynesientheorie» besagte, die Besiedlung Amerikas sei per Boot vom Südpazifik aus erfolgt, und habe sich von Südamerika nordwärts ausgebreitet. Die «Europatheorie» propagierte gar eine Einwanderung aus Europa entlang den vereisten Küsten des Nordatlantiks, weil die Clovis-Spitzen ganz ähnlich aussehen wie Feuersteinspitzen, die vor 22 000 bis 16 000 Jahren in Südeuropa gebraucht wurden. Allerdings ist die Faktenlage all dieser kühnen Theorien sehr dünn. Sie werden von der seriösen Forschung kaum ernsthaft in Erwägung gezogen.

Tatsache war aber, dass mittlerweile sowohl in Alaska wie in Südamerika Fundstellen zum Vorschein kamen, die ähnlich frühe Radiokarbon-Daten lieferten wie Clovis, aber keine Clovis-Spitzen im Fundmaterial führten. Es stellte sich die Frage, ob diese Fundorte eine Spur älter, jünger waren oder genau gleichzeitig existierten wie Clovis. Mindestens der sogenannte Nenana-Lagerplatz Broken Mammoth in

Alaska erwies sich als gesichert 300 Jahre älter als Clovis. Es könnte sich bei diesen Menschen um Clovis-Vorfahren handeln. «Clovis First» war zumindest angeschlagen.

Korrekturen durch die Radiokarbon-Datierung

Im Frühjahr 2007 erschütterte die nächste Studie die Forschergemeinde. Die beiden amerikanischen Radiokarbon-Spezialisten Michael Waters und Thomas Stafford analysierten noch einmal alle Radiokarbon-Proben aus Fundstellen mit und solchen ohne Clovis-Spitzen. Sie verwendeten neueste, hochpräzise Methoden und kamen zu einem erstaunlichen Ergebnis, das sie in der Fachzeitschrift *Science* veröffentlichten: Die Clovis-Phase war sehr kurz; sie dauerte nur 200 Jahre von 11 000 bis 10 800 vor heute. Und war damit rund 500 Jahre jünger als bisher angenommen. Die ausserordentlich kurze Zeitspanne liess die Theorie einer Einwanderung obsolet erscheinen. Es sei kaum möglich, in nur 200 Jahren einen ganzen Kontinent bis nach Mittelamerika zu durchwandern. Die beiden Forscher vermuten deshalb, dass es sich bei der Verbreitung der Clovis-Spitzen eher um einen Technologie-Transfer handelt. Ein solcher Transfer, also die Weitergabe einer bestimmten Kulturer-



Amazonas-Indianer weisen ähnliche genetische Besonderheiten wie sibirische Ureinwohner auf.

zungenschaft, bedingt aber die Existenz einer aufnahmebereiten Bevölkerung. Mit anderen Worten: Es mussten bereits vor Clovis Menschen in Amerika gelebt haben. Clovis war nicht mehr «first». Allerdings fehlen, ausser in Alaska, ältere Fundstellen dieser postulierten Prä-Clovis-Einwanderer, wie die beiden Forscher zugeben müssen.

Genproben von 31 verschiedenen Volksgruppen

Die Berner Forscher und ihre Kolleginnen und Kollegen sind nun einen ganz anderen Weg gegangen, um der Besiedlung Amerikas auf die Spur zu kommen. Einen Weg, den zwar schon andere vor ihnen beschritten haben, den sie aber mit der bis anhin grössten Datenmenge angegangen sind. Die Forschergruppe verglich Genproben von heute lebenden Menschen aus 29 Völkern Nord-, Mittel- und Südamerikas sowie solchen von zwei sibirischen Volksgruppen mit Genproben aus anderen Kontinenten. Es stellte sich heraus, dass die Ureinwohner Amerikas eine geringere genetische Vielfalt aufweisen als die ausser-amerikanischen. Zudem nahm diese geringe genetische Vielfalt von Norden nach Süden noch ab, was sich nur mit einer entsprechenden Einwanderungsrichtung erklären

lässt. Entscheidend war aber, dass sich eine genetische Besonderheit auf der ganzen Welt nur in Amerika und in den beiden sibirischen Populationen nachweisen liess. Excoffier und Ray schliessen daraus, «dass sämtliche Völker der amerikanischen Ureinwohner mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer einzigen, aus Sibirien stammenden Migrationswelle abstammen, die vor etwa 11 000 Jahren über die Bering-Landbrücke nach Amerika hinein strömte».

Da die genetische Diversität mit zunehmender Entfernung von Alaska abnimmt, hat Nicolas Ray Modelle berechnet, welche die tatsächlichen geographischen Distanzen zu den indigenen Menschengruppen berücksichtigen, deren Gene untersucht wurden. Das beste Migrations-Modell ergab sich, wenn die Besiedlung der beiden Kontinente jeweils der Küste folgte und nicht den kürzeren Weg durch das Landesinnere nahm. Dieses Szenario, das gibt er allerdings unumwunden zu, berücksichtigt nicht die Tatsache, dass Nordamerika zur Zeit der postulierten Einwanderung mit einem Eisschild bedeckt war, und eine Wanderung entlang der Küste mindestens für Nordamerika gar nicht möglich war. Ein weiteres ungelöstes Problem, an dem die Forscher noch zu arbeiten haben, ist die Datierung: Noch fehlt die Verbindung zwischen den

ältesten archäologischen Fundstätten und den Genen der heute in Amerika lebenden Ureinwohner.

Die Forscher bieten in ihrer Studie aber auch statistisch weniger wahrscheinliche Alternativhypothesen an: Statt einer einzigen Welle nämlich eine Serie von prähistorischen Einwanderungen aus der immer gleichen sibirischen «Quelle» oder auch ein kontinuierlicher Genfluss über die Bering-Strasse in den letzten paar Jahrtausenden. Um diese Fragen zu lösen, sind weitere genetische Untersuchungen von sibirischen Völkern vorgesehen, um die Datenbasis zu vergrössern. «Und um mit diesen riesigen Datenmengen überhaupt arbeiten zu können, sind wir auf den Superrechner der Universität Bern Ubelix angewiesen», erklärt Ray. Ihm schwebt in einem nächsten Schritt sogar der Einbezug der Vegetation vor: «Es ist möglich, entsprechende Daten mit unseren genetischen Analysen zu verknüpfen. Möglicherweise lassen sich damit noch genauere Einwanderungsmodelle berechnen», meint er.

Finanzierung: Schweizerischer Nationalfonds
Kontakt: Prof. Dr. Laurent Excoffier, laurent.excoffier@zoo.unibe.ch;
 Dr. Nicolas Ray, nicolas.ray@zoo.unibe.ch

1968 und der Kampf um die Bedeutung

Mit grosser Aufmachung wird in den Medien das 40-Jahr-Jubiläum der 68er-Bewegung thematisiert. Auch die Wissenschaft macht mobil und analysiert die jetzt zugänglichen Archive. In der Politik tobt derweil ein Kampf um die Deutung. Mit klarem Vorteil für die damaligen Verlierer.

Von Marcus Moser

Frau Prof. Studer, noch nie wurde ein Jubiläum von 1968 medial so breit begleitet, wie das heurige 40-Jahr-Jubiläum. Teilen Sie diesen Eindruck?

Ja, für die Schweiz trifft das sicher zu. Die mediale Aufmerksamkeit ist gross. Ich sehe zwei Gründe, gesellschaftliche und wissenschaftliche. Zu Letzteren: Die Archive sind jetzt zugänglich. Üblicherweise betragen Sperrfristen 30 Jahre, manchmal etwas länger. Jetzt sind Quellen zugänglich geworden, die bisher unter Verschluss waren. Dann sind auch die Akteure von damals in ein bestimmtes Alter gekommen und aus grösserer Distanz bereit, Auskunft zu geben. Jetzt ist die Zeit da, sie zu befragen.

Und die gesellschaftlichen Gründe für das breite Interesse?

In den letzten Jahren sind einige Errungenschaften rund um die 68er-Bewegung stigmatisiert und die 68er-Generation zu Sündenböcken für unerwünschte gesellschaftliche Entwicklungen erklärt worden. In Frankreich zum Beispiel war es der jetzige Präsident Sarkozy, der die «68er» verantwortlich gemacht hat für alles Schlechte in der Gesellschaft. In der Schweiz stösst zum Beispiel Christoph Mörgeli in das gleiche Horn. Da ist 1968 Schuld für Jugendkriminalität, mangelnde Disziplin in der Pädagogik, eine verfehlte Migrationspolitik, Sittenzerfall und Drogenmissbrauch. Das Interesse an der 68-Bewegung wurde dadurch in den letzten Jahren für die Medien gewissermassen aktualisiert.

1968 wurde ja nicht einfach ein Schalter umgelegt, die Ereignisse stehen in einer Kontinuität gesellschaftlicher Entwicklungen. Wie würden Sie diese Entwicklungen beschreiben?

Es sind zwei Dinge zu beachten. Zunächst die wirtschaftliche Entwicklung, dann die gesamtgesellschaftliche Verfassung in den 60er Jahren. Die Schweiz und generell die Industriestaaten befanden sich damals mitten in der Hochkonjunktur, die Wirtschaft florierte, der Lebensstandard erhöhte sich, die Gesellschaft

erlebte einen gewaltigen Konsumrausch. Für die Menschen von damals waren die Zukunftsaussichten rosig. Die Eltern gingen selbstredend davon aus, dass es ihre Kinder einmal besser haben würden als sie: Mehr Status, besserer Verdienst.

Aber gleichzeitig gab es eben rückständige Gesellschaftsstrukturen und kulturelle Muster. Die Schweiz lebte mental im Zeitalter der Geistigen Landesverteidigung. Man sprach vom «Helvetischen Malaise», das in der Expo 64 sehr deutlich zum Ausdruck gekommen ist: Die Armee präsentierte in einem igelförmigen Betonbunker die «Totale Landesverteidigung». Es gab autoritäre, hierarchische Strukturen mit ausgeprägt patriarchalem Charakter – und nicht zu vergessen: die Frauen hatten in der Schweiz kein Stimmrecht.

Und dann kam der Bruch ...

Dann kamen zunächst neue Möglichkeiten. Neue subkulturelle Strömungen aus den USA erfassen in der zweiten Hälfte der 60er Jahre die Schweiz: Folk- und Rockmusik, neue Kleidungs- und Sprachformen, bewusstseinsweiternde Drogen. Diese Elemente neuer, alternativer Lebensformen werden durch Jugendliche entdeckt; in der 68er-Bewegung laufen diese verschiedenen gegenkulturellen Aspekte zusammen und kulminieren. Dann kommt als weiterer Aspekt die Formierung der Neuen Linken hinzu: Historisch betrachtet gab es damals die alte Arbeiterbewegung noch, die Bewegung gegen die Atomare Bewaffnung der Schweiz, die Ostermärsche. Dazu gesellten sich die frühen studentischen «Gewerkschaften» (etwa in Lausanne, Bern und Zürich) und vor allem die Opposition gegen den Vietnamkrieg. All diese Richtungen haben sich im Kaleidoskop der 68er-Bewegung gesammelt.

Es waren also all diese Elemente vorhanden. Was war dann in der Schweiz der Funke, der das Ganze in Bewegung gebracht hat?

Die Schweiz erscheint historisch als ein schwieriger Fall: In internationalen Publikationen zur 68er-Bewegung

Begonnen hat 68 in der Schweiz in Locarno im März 1968. Also vor den Ereignissen in Frankreich.

Brigitte Studer



wird sie kaum wahrgenommen. Das liegt wohl daran, dass der ausgeprägte Föderalismus einerseits, die stark wirkenden, sprachgeprägten ausländischen Referenzmuster andererseits dezentrale Auswirkungen hatten. Dabei gab es in der Schweiz an vielen Orten Bewegungen. Begonnen hat 68 in der Schweiz in Locarno mit der Besetzung des Lehrerseminars durch die Studierenden im März 1968. Also rund zwei Monate vor den Ereignissen in Frankreich, aber durchaus in historischer Kontinuität mit Protestereignissen in Deutschland und den USA.

Aber eine Massenbewegung gab es 1968 nicht?

Es waren in der Schweiz weniger Menschen involviert als zum Beispiel in Frankreich. Gleichwohl: Es dürften Zehntausende von jugendlichen und älteren Menschen gewesen sein, die aktiv waren. Es sind aber Unterscheidungen bezogen auf die Intensität des Engagements nötig, als Bild helfen konzentrische Kreise. Es gab Kernaktivisten und daneben Leute, die in sozialen Bewegungen nur am Rande mitgemacht haben.

Fragen wir nach einigen Folgen. Nach dem allgemeinen Reformstau in der Schweiz der 60er wurde das Geschlechterverhältnis dank 68 gewissermassen einem «Modernisierungsprozess» unterzogen ...

Einverstanden. 68 hatte auch einen Effekt auf die Einführung des Frauenstimmrechts. Für die 68erinnen und die sich daraus entwickelnde Frauenbefreiungsbewegung FBB war das Frauenstimmrecht so evident, dass dessen Einführung 1971 eher ein Nebenprodukt war. Es ging vielmehr um die Emanzipation der Frauen, um die Befreiung des Körpers und das Selbstbestimmungsrecht der Frau über ihren Körper.

Da spielt die Pille eine wichtige Rolle ...

Ja, die Pille war in der Schweiz ja bereits 1961 registriert worden und kam 1963 auf den Markt – aber die Pille war jungen und ledigen Frauen in der Regel nicht

zugänglich, die Ärzte verschrieben sie meist nur verheirateten Frauen. Keine Rede also von selbstbestimmter, befreiter Sexualität. Andere Hindernisse kamen hinzu. Viele Kantone kannten Konkubinatsverbote, vor allem in der Zentral- und in der Ostschweiz.

Dank 68 wurde die Pille für ledige Frauen zugänglich und das Konkubinatsverbot abgeschafft?

So mir nichts, dir nichts, ging das natürlich nicht. Dahinter standen lange Kämpfe mit verschiedenen Etappen. Ab 1973 ging es um das Recht auf Schwangerschaftsabbruch. Die Frauenbewegung thematisierte die hierarchischen Geschlechterverhältnisse, sie störte sich an den Mikrostrukturen der Herrschaft im privaten Bereich, in der Familie, in der Partnerschaft.

Sie geben mir das Stichwort: Hierarchische Beziehungen prägen auch die Wirtschaft. Meine Behauptung: Vor 68 hatten wir hierarchische, an militärischen Befehlsketten orientierte Führungsstrukturen, danach wurden partizipative Formen der Führung wichtiger, inklusive Mitbestimmungsrechte der Angestellten. Die Hierarchien wurden insgesamt flacher.

In dieser direkten Art einen Kausalzusammenhang herstellen zu wollen, halte ich für fragwürdig. Es bliebe zu fragen, ob sich denn die Hierarchien in der Wirtschaft wirklich so stark verändert haben. Eine gewisse Verflachung kann wohl an einigen Stellen festgestellt werden. Die Machtverhältnisse haben sich aber nicht grundsätzlich geändert. Die Forderungen der 68er waren ja viel weitergehend; zunächst Selbstbestimmungsrechte der Arbeiterinnen und Arbeiter über ihre Arbeitsverhältnisse, in einer gemilderten Form dann auch Mitbestimmungsrechte. Davon sind wir weit entfernt. Ein gewisser Wandel der Managementtheorien und Führungsstile dürfte funktional bestimmt sein und ist eher als Teil von Modernisierungsprozessen in der Wirtschaft zu verstehen.

68 hat Gegenreaktionen provoziert; heute ist Zeit für die Revanche.

Brigitte Studer



Stichwort Pädagogik. Da war die Forderung anti-autoritäre Erziehung und der Verzicht auf alle Formen der Züchtigungen. Das wurde erreicht. Die Züchtigung von Kindern ist heute ein Tabu.

Körperliche Züchtigungen sind heute weitgehend tabuisiert, aber immer noch existent. Da spielte die Wahrnehmung der 68er eine Rolle: Kinder waren Menschen mit Rechten, Individuen mit Autonomieansprüchen. Autoritäre Strukturen wurden neben der Wirtschaft auch in der Familie und in den Schulen hinterfragt.

Nach 68 wurde der rechtliche Schutz bestimmter Gruppen sukzessive ausgebaut: Mieterrechte, Konsumentenrechte, Patientenrechte, Kinderrechte, Tierrechte, Pflanzenrechte. Eine Folge von 68?

Einverstanden, aber mit Vorbehalt. Konsumentenrechte wurden bereits früher gefordert; die ersten Konsumentenorganisationen sind in der Schweiz Ende der 50er Jahre entstanden, in der Westschweiz 1959. Der Umfang all dieser heute gewährten Rechte ist abhängig von den politischen Auseinandersetzungen; und alle sind sie nicht so weitgehend, wie sich das die 68er gewünscht haben.

Zurück in die Gegenwart: Man hat den Eindruck, dass den 68ern und ihren politischen Forderungen von rechtskonservativen und rechtsbürgerlichen Kreisen der Prozess gemacht wird. Wie würden Sie aus historischer Perspektive diese Auseinandersetzung um die Deutung von 68 erklären?

Einige der Gallionsfiguren der neoliberalen und neokonservativen Wende sind ja selber auch Kinder von 68. Die Herren Sarkozy und Blocher wurden auch in

dieser Zeit geprägt, haben sich aber damals auf der Verliererseite gesehen. 68 hat natürlich Gegenreaktionen provoziert; heute ist Zeit für die Revanche; 68 soll endgültig verabschiedet werden. Dieser Prozess, der die Wirtschaft in ihren neoliberalen Spielformen seit den 80er Jahren prägt, soll für die gesamte Gesellschaft gelten. Die 68er wollten nicht nur die Herrschaftsstrukturen im ökonomischen Bereich analysieren, sondern haben auch nach den Psychostrukturen von Herrschaft gefragt. Wenn heute also in der Politik der Ruf nach mehr Disziplin, nach mehr Autorität ertönt, kann man die geforderte Disziplinierung des einzelnen Menschen mit den Forderungen der Wirtschaft kurzschliessen: Die Wirtschaft braucht den allseits flexiblen, abrufbereiten Menschen; es verwundert nicht, verlangen bestimmte Politiker denn auch mehr Disziplin und Flexibilität.

Sie machen also einen Rückschlag geltend?

Ja, der hat bereits Mitte der 70er Jahre begonnen und sich seither bis zur Gegenwart intensiviert.

Kontakt: Prof. Dr. Brigitte Studer, Abteilung für Schweizer- und neueste allgemeine Geschichte, Historisches Institut, brigitte.studer@hist.unibe.ch

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».

Holz-Affäre und Hirschy-Krawall – die 68er an der Uni Bern

Solidaritätsaktionen mit streikenden Arbeitern, Tumulte in Hörsälen, Boykott von Vorlesungen: Die 68er waren auch an der Universität Bern aktiv.

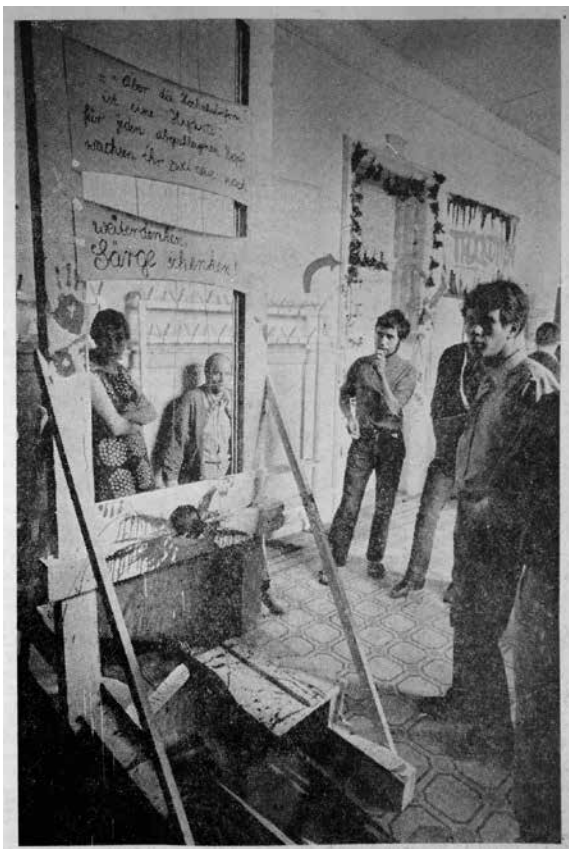
Von Franziska Rogger

Die 68er verstanden sich als politische Bewegung. Dabei mobilisierte vor allem der Vietnamkrieg weltweit und nachhaltig. Gegen ihn waren auch die frühen Polit-Demos der Berner Studierenden im November 1966 und im Juni 1968 gerichtet. Mit dem inbrünstig skandierten Motto «Kapitalismus führt zum Faschismus – Kapitalismus muss weg» wandten sie sich gegen nationalistisch-imperialistische Kriege und Regierungen, unterstützten dagegen den «Prager Frühling», die Befreiung Angolas, die Demokratisierung Chiles. Am 19. April 1969 gab's eine Protest-Demonstration gegen die griechische Militärdiktatur und ihre grausamen Konzentrationslager und Foltermethoden. Die von der Berner Studentenvereinigung «forum politicum» mitorganisierte Kundgebung «Freiheit für das griechische Volk» artete – gemäss «Bund» – in einen «sinnlosen Krawall» aus.

Einige 68er verschrieben sich dem revolutionär-proletarischen Kampf gegen den bourgeois Klassenfeind und provozierten heftig mit ihrer Anhimmlung des Kommunismus als erklärtem Erzrivalen des westlichen «Establishments». Andere träumten idealistisch-friedlich von «Flower Power» à la Woodstock und einem Hippie-Leben à la «Hair». «Make love, not war», war die Devise und: «Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment». Die neue Antibabypille versprach physische Folgenlosigkeit.

Man verurteilte in hitzigen Manifesten Rassen- und Klassendiskriminierungen und stand unter dem Eindruck politischer Morde: Kennedy, Luther King, Malcolm X. Auch in Bern bewunderte man den 1968 erschossenen Guerillakämpfer Che Guevara. Man reckte die «Black Panther»-Faust, sang «die Internationale» und «we shall overcome». Wortgewaltig solidarisierte man sich mit dem Proletariat, schliesslich galt die Repression gegen Studenten wie Arbeiter «als Ausdruck ideologisch verschleierter Herrschaftsverhältnisse». Im Mai 1976 unterstützten Berner Studenten streikende Bally-Arbeiter in Stabio TI mit einer trotz rektoralem Verbot in der Uni durchgeführten Geldsammlung. Als einige «Rädelsführer» von der Unispitze disziplinarisch bestraft werden sollten, erklärten sich über 200 Studierende für die Aktion verantwortlich. Statt einzeln vor dem Senatsausschuss zu erscheinen, wurde ein «go-in» in die Senatsitzung inszeniert. Es blieb schliesslich beim Verweis für zwei Studenten.

Die Bibel der 68er waren Karl Marx' Werk in den «blauen Bänden» des DDR-Verlags und die Schriften der Frankfurter Schule: Marcuse, Adorno, Horkheimer und Habermas. Bildung musste zur politischen Umerziehung genutzt werden; die bereits vor 1968 in die Wege geleiteten «Reförmchen» gingen den idealistischen Erneuerern viel zu wenig weit. Getreu des Satzes «Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf



Mit Humor statt mit Gewalt: so demonstrierten im Juli 1969 die Studenten der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften für das Mitbestimmungsrecht an ihrer Fakultät. Diese Guillotine sollte zeigen, wie ihre Forderungen immer wieder geköpft wurden.

an, sie zu verändern» machten sich die 68er daran, die Universität umzukrempeln und den «Bildungsnotstand» samt Chancenungleichheit und Mitbestimmungsdefiziten anzuprangern.

Der Dies academicus der Uni Bern wurde 1968 insofern «demokratisiert», als man neben der offiziellen Casino-Feier in der Uni Diskussionen zu hochschulpolitischen Fragen inszenierte. Ab 1969 wurde der 1. Mai in der Aula mit roten Fahnen und Transparenten gefeiert. 1969 forderten Wirtschafts- und Soziologiestudenten an einer «Dekanatsbesichtigung» studentische Mitbestimmungsrechte ein. Sie luden die Bernerinnen und Berner ein, die «Gruft der Steinzeit» und den Dekan in seiner «Troglothyten-Höhle» zu besichtigen. Während der Aktionstage vom 1. bis 3. Juli zeigten die RWW-Studierenden eine «Guillotine zur Hinrichtung der Hochschulreform» und das als Grab ausgeschmückte Dekanatszimmer, um zu demonstrieren, wie ihr studentisches Mitbestimmungsrecht hingerichtet und begraben werde. Der damalige Rektor G. W. Locher wagte sich in diese Höhle, diskutierte und ass ein Sandwich mit.

Nicht genehme Reglemente, Vorlesungen und Reden wurden attackiert. Das bekam die Vortragsreihe «Sinn und Bewährung unserer Landesverteidigung» zu spüren. Oberstkorpskommandant Pierre Hirschys Gastvorlesung vom 9. Februar 1973 über den «valeur éducative» der



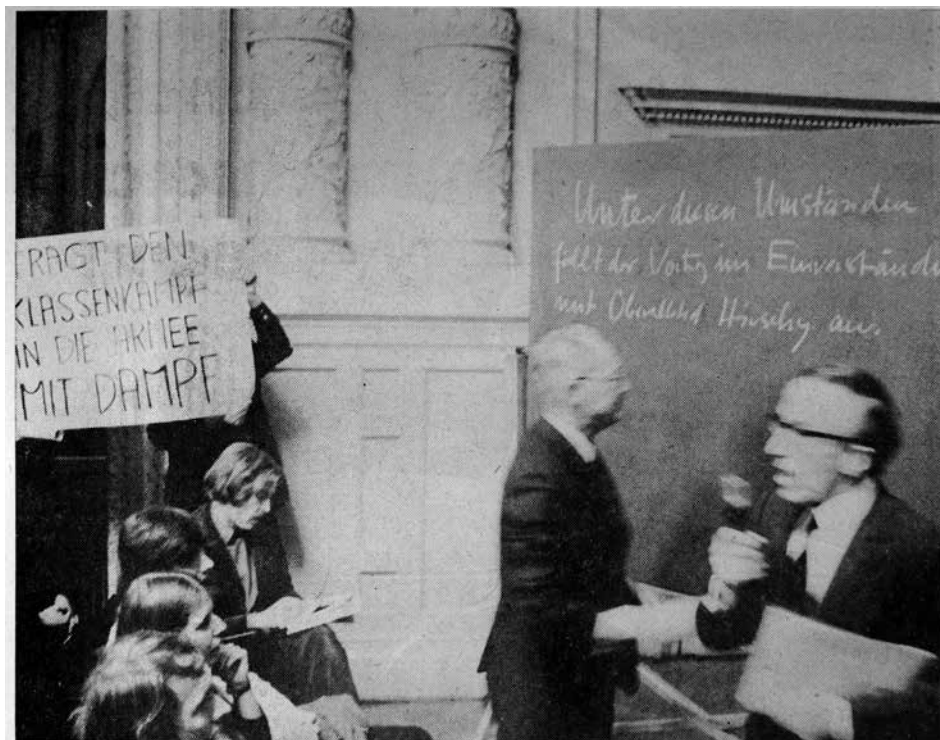
Herr Holz im Mittelpunkt des Interesses

In der vollbesetzten Aula der Universität stand auch der Mann, um den sich die Krise in der Philosophisch-historischen Fakultät entwickelte, H. H. Holz, Rede und Antwort (mit Mikrophon in der Hand). Vor ihm sitzt Prof. Dr. E. Theunissen (hgb).

«Hat Hans Heinz Holz zwei Gesichter?», fragte im Dezember 1970 die Presse bei den Berner Auseinandersetzungen um die Habilitation des marxistischen Philosophen.

Armee erstarb in gellendem Geschrei. «Hirschy nein, Giap ja», «kein Heer im Haus, Hirschy raus» und «Ho-Ho-Ho Chi Minh» wurde skandiert – Giap und Ho Chi Minh waren vietnamesische Revolutionäre. Die Verhinderung des Vortrages durch «pöbelnde Antimilitaristen» und durch «eine glänzend gedrilte Gruppe von Terroristen» warf hohe Wellen und ging als «Tumult in der Aula» und «Skandal an der Uni Bern» in die Unigeschichte ein.

Unter dem Motto «Marxisten statt Militaristen» machten sich die Berner 68er-Studierenden für die Anstellung linker Dozenten stark. Schwer kritisiert als politisch-undemokratische Machenschaft wurde etwa die Nicht-Anstellung bzw. Nicht-Beförderung der Sozialwissenschaftler Peter Atteslander, Urs Jaeggi und Jean Ziegler, des Philosophen Hans Saner, des Theologen und Dichters Kurt Marti. Zu erregtesten Diskussionen kam es bei der Nicht-Habilitation des Philosophen Hans Heinz Holz. Von den einen als aktiver Stalinist verschrien, von andern als dialektischer Marxist mit menschlichem Antlitz gelobt, schwelte der Konflikt um den ehemaligen Gestapohäftling bis zum Hearing in der berstend vollen Aula am 9. Dezember 1970. Die 68er waren überzeugt, der Fall Holz zeige, dass «unter dem Deckmantel von Wissenschaftlichkeit undurchsichtige und sachfremde Faktoren» Dozentenberufungen beeinflusse. Die Affäre führte zur Bestreikung einiger Veranstaltungen der philosophisch-historischen Fakultät und Hans Heinz Holz lehrte schliesslich an der Universität Marburg.



Mit Sprechhören wie «Kein Heer im Haus – Hirschy raus» und «Hirschy nein – Giap ja» verhinderten am Freitagabend junge Demonstranten an der Universität Bern einen Vortrag des Ausbildungschefs der Armee, Oberstkorpskommandant Pierre Hirschy. (Vgl. den Bericht in der Sonntag-Ausgabe des «Bund».) Unser Bild zeigt die Versuche von Dekan Fricker (rechts) und Rektor Nef (links), sich im Saal Gehör zu verschaffen. (ph)

Der «Hirschy-Krawall» provozierte vehemente Reaktionen: «Zum Denken zu dumm, zum Schreien nicht» oder «Skandal an der Uni Bern» titelten die Zeitungen.

Jahrelang schwelten die Querelen um das Berner Soziologische Institut. Weder goutierten die Studierenden ihre Dozenten, noch gefiel ihnen die Ausrichtung des Fachs, noch der Nebenfachstatus. Sie forderten ein vollwertiges und selbständiges Soziologiestudium mit Vollblutsoziologen, damit die Abberufung des «Altphilologen Walther Rüegg» und des «ehemaligen Offiziers» der deutschen Wehrmacht, Viggo Graf von Blücher. Am 29. Mai 1974 wurde das Institut von 60 Studenten sechs Stunden lang besetzt. Polizeigrenadiere räumten das Institut und vier «Rädelsführer» wurden vor Gericht gestellt. Am Prozesstag vom 4. Dezember 1974 wurde das Institut erneut belagert und wieder kam es zum Polizeieinsatz, diesmal mit 15 Verhaftungen. Ein unerlaubterweise im Foyer der Uni organisiertes Theater «gegen die Repression an der Uni» wurde mit der Relegation zweier Kommilitonen bestraft. Ein 400-köpfiger Studentenzug protestierte deshalb Mitte Dezember 1974 in der Stadt Bern mit Spruchbändern wie «Keine Polizei an der Uni» und «Aufhebung der Urteile im Hirschy- und Soziologenprozess».

Im Anschluss an all diese Ereignisse gerieten die «links-extrem unterwanderte» Zwangskörperschaft der SUB samt Finanzautonomie unter Beschuss. Tatsächlich hatten ab 1972 im Studentenrat linke Gruppierungen die Mehrheit inne. Innerhalb der Berner Uni gab es eine Reihe von oppositionellen Gruppierungen: als links von der SP stehend verstanden sich etwa die Progressive Organisation

POCH, der marxistische Studentenverband MSV, die Revolutionäre Marxistische Liga RML sowie «Rote Zellen» und «Basisgruppen». Die Unileitung suchte mit verschärftem Hörsaalreglement Missliebige von der Uni fernzuhalten. Eine Selbstdeklarationspflicht bei der Immatrikulation sollte 1975 dem gleichen Ziele dienen.

Die Ereignisse waren stets von einer Flut von Flugblättern, Wandzeitungen, illustrierten Dokumentationen und frechen Karikaturen begleitet. Auch heute – 40 Jahre danach – betreiben die 68er mit einem Grossaufgebot von Geschriebenem, Tagungen und Vorträgen ihre Rezeption.

2008 wird das «Kommunistische Manifest» als «Klassiker der Weltliteratur» vom NZZ-Verlag publiziert. Che Guevara wirbt für «free internet.ch», «power flower» für Schweizer Rapsöl. Auch ihren nicht immer mit dem «langen Atem der antiautoritären Provokation» gestalteten Marsch durch die Institutionen bringen die 68er eben zu Ende: sie gehen in Pension.

Kontakt: Franziska Rogger, Universitätsarchiv,
franziska.rogger@bibl.unibe.ch

Ein Lehrer unter Professoren

Am auffälligsten ist seine Unauffälligkeit: René Bloch, Professor am neuen Lehrstuhl für Judaistik ist ein Mann der leisen Töne. Trotzdem kann er sich Gehör verschaffen.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Wenn er spricht, spricht er. Folgt unbeirrbar seinen Gedanken. Mit ruhiger, angenehm warmer Stimme, klarer Diktion. Wie jemand der weiss, dass er ans Ziel kommt. René Bloch buhlt an diesem Nachmittag nicht um die Aufmerksamkeit seines Publikums. Noch ist es nicht ganz ruhig im Vorlesungssaal, doch der Professor am Stehpult lässt sich durch das Gemurmel nicht beeindrucken. Nichts scheint ihn von seinem Gegenstand ablenken zu können. Und so herrscht wenig später im ganzen Raum tatsächlich eine Atmosphäre der gespannten Konzentration. Bloch hat sein Publikum in der Tasche. Lässt ab und zu etwas leise Ironie einfließen, die ihm ebenso leise Lacher einbringen («Wenn Sie nicht im Besitz dieses Textes sind, spricht das gegen Ihre Anwesenheit in der letzten Vorlesung. Sie können versuchen, sich heimlich ein Exemplar zu holen.») Der junge Professor sorgt für Verständlichkeit: Schlüsselsätze wiederholt er, Schlüsselbegriffe schreibt er an die Wandtafel, gut leserlich. Ein Lehrer, der seinen Schülern etwas von seinem Wissensschatz mitgeben will. «Die Lehre ist mir sehr wichtig», sagt der 38-Jährige. «Gerade ein neues Fach zieht Studierende in erster Linie über die Lehre an.» Vielleicht auch über die Person: «Ich finde es spannend, dass er selber Jude ist», sagt ein Student nach der Vorlesung. Diese Neugier nimmt Bloch als gegeben hin, auch wenn sie ihn nicht begeistert. «Ich lehre das Judentum von der Antike bis zum Mittelalter. Meine eigene Person spielt da keine Rolle – ein Gräzist muss ja schliesslich auch kein Grieche sein», sagt er, fast wie zum Trotz wider besseres Wissen. Denn er schiebt noch einen Satz nach: «So sollte es sein. Aber mein jüdischer Hintergrund fliesst trotzdem ein. Man kann nicht absolut objektiv sein. Jeder lehrt zu einem bestimmten Grad autobiografisch.» Und dass bei seinem Namen viele automatisch an Schokolade denken, ist zwar falsch, aber durchaus in Ordnung: Seine Familie ist mit den Ahnen Camille Blochs zwar nicht blutsverwandt, aber verschwägert. «Und meine Lieblingsschokolade ist tatsächlich das Ragusa-Stengeli», sagt er lächelnd.

Die Judaistik ist an der Universität Bern kein neues Fach: Bereits in den 60er und 70er Jahren lehrte und forschte mit Hans Bietenhard ein bedeutender Judaist an der theologischen Fakultät. Seit seinem Rücktritt wurden jährlich zwei Lehraufträge für die Judaistik vergeben und seit drei Jahren existiert die interfakultäre Forschungsstelle für Judaistik, die vorwiegend privat finanziert wird. Erst seit dem Frühjahrssemester 2008 gibt es eine unbefristete Professur. «In einer Zeit, wo Lehrstühle selten geschaffen werden, hat dies einen sehr grossen Stellenwert», sagt Bloch. Der Berner Lehrstuhl ist aufs antike Judentum ausgerichtet – ein Thema, das an anderen Universitäten eher stiefmütterlich behandelt wird. «Die Ursprünge und Quellen des Judentums wurden bis jetzt vernachlässigt, das ist fast absurd», meint Bloch, der auch einen altphilologischen Hintergrund hat. Zwei Poster an den sonst kahlen Wänden in seinem Büro zeugen von den zwei Standbeinen seiner akademischen Laufbahn: Ein hebräischer Spruch aus der Haggadah, der an den Auszug Israels aus Ägypten erinnert – und zwar mit dem Opfer (Pessach), dem ungesäuerten Brot (Matzen) und dem Bitterkraut (Maror). Das andere Poster trägt den Titel «A story of letters» und zeigt das griechische, lateinische und hebräische Alphabet. «Eigentlich haben wir das mal für die Kinder gekauft», erklärt Bloch.

Die Kinder: Das sind die sechsjährigen Drillinge Felix, Leon und Jason. Feingliedrig, mit dunklen Haarschöpfen lächeln sie auf dem Bild, das Blochs Schreibtisch ziert, etwas schüchtern in die Kamera. Sie sind mit ein Grund, dass René Bloch jetzt ausgerechnet in Bern ist. Der junge Judaist hatte Lehraufträge und eine Assistenzprofessur an verschiedenen amerikanischen Universitäten – darunter auch Princeton. «Wir waren in Amerika schon sehr etabliert.» Die Kinder stellten Bloch und seine dänische Frau vor eine ganz neue Herausforderung, auch finanzieller Natur. Und so packte der junge Familienvater die Gelegenheit beim Schopf, als sich ihm die Möglichkeit bot, die Sicherheit einer festen Anstellung





im Staatssekretariat für Bildung und Forschung mit einer Lehrtätigkeit an der Universität Basel zu verbinden. Damit war die Rückkehr in die Schweiz besiegelt. Seinen eigentlichen Platz hat Bloch nun aber in Bern gefunden. Denn, ja: «So ein Lehrstuhl war immer mein Ziel.» Wie er in seinem Büro sitzt, mit hellem Hemd, dunkler Hose, polierten schwarzen Schuhen – korrekt vom Scheitel bis zur Sohle – wirkt er abgeklärter, als viele seiner Altersgenossen. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass er, der seine Studien mit Höchstnoten abgeschlossen hat, «ein sehr ehrgeiziger Mensch» ist, wie er von sich selber sagt. Vielleicht aber auch damit, dass er selber sein grösster Kritiker ist. Den Erwartungsdruck, der naturgemäss auf jedem neuen Professor liegt, stellt er sich vor allem selber, wie er sagt. «Ich kann hier etwas Spannendes aufbauen», sagt er mit einem gewinnenden Lächeln, «und will versuchen, die Judaistik zu etablieren. Aber ich bin realistisch genug insofern, als ich weiss, dass das Zeit braucht, vier bis fünf Jahre vielleicht.» Die Zeichen stehen gut: Gerade hat die theologische Fakultät – an welcher der Lehrstuhl angesiedelt ist – die Schaffung eines eigenständigen Instituts für Judaistik beschlossen. «Das gibt der Universität Bern Gelegenheit, sich in diesem Gebiet zu etablieren», betont Bloch.

Wie ein Neuling, der noch eingearbeitet werden muss, wirkt er nicht. Das liegt einerseits bestimmt daran, dass er bereits früher an der interfakultären Forschungsstelle tätig war. Zum anderen aber vor allem an den Erfahrungen, die er in den USA gesammelt hat. «Ich profitiere wahnsinnig von dieser Zeit», sagt er. «Im angelsächsischen Raum ist die Lehre sehr wichtig. Mit Bologna und dem damit verbundenen Wettbewerb gewinnt die Lehre auch bei uns an Gewicht.» Bloch empfindet den Wechsel zum Bologna-System – bei allen Kinderkrankheiten, die so eine Veränderung mit sich bringt – als mehrheitlich positiv. «Es bringt eine stärkere Strukturierung, die ich mir als Student gewünscht hätte. Es gibt nicht mehr so viele unglückliche Studi-

enabbrecher.» Wenn Studierende nicht aufgeben, hat das ja auch damit zu tun, dass sie sich ernst genommen fühlen. Diesbezüglich erhält Bloch von seinen Zöglingen Bestnoten – so beantwortete er beispielsweise Mails persönlich und sei generell sehr zugänglich. Dass er auf Menschen zugehen kann, schreibt Bloch seinem Elternhaus zu. «Mein Vater hatte ein Kleidergeschäft. Da spricht man mit den Leuten», erklärt er. Und dann greift er zu einem bekannten Bild. «Die Universität ist kein Elfenbeinturm mehr. Wenn dem aber so ist, darf der Professor selber auch kein Elfenbeinturm sein.» Was nicht heisst, dass Bloch immer Nachsicht walten lässt. «Die Universität durchläuft eine Zeit der Demokratisierung und Öffnung. Aber wir müssen das Niveau wahren oder sogar nach oben schrauben.» Was an der Alma Mater vermittelt werden soll? «Es geht ums kritische Denken, Hinterfragen, Abwägen, Unvoreingenommen sein, die Befähigung zum Argumentieren.» Und dann beschreibt er, welche Eigenschaften er vom akademischen Nachwuchs erwartet. Er beschreibt so, wie es sein Publikum liebt – anhand eines Bildes: In der Erzählung vom Auszug des Volks Israels aus Ägypten treten vier Figuren auf: ein Schlauer, ein Böser, ein Naiver – und dann noch einer, der nicht weiss wie man Fragen stellt. «Am negativsten wird der dargestellt, der nicht weiss, wie man Fragen stellt», sagt Bloch. Und dann malt man sich aus, wie die Bloch-Drillinge ihren Vater mit Fragen löchern. Und wie er dann geduldig antwortet.

Kontakt: Prof. Dr. René Bloch, Interfakultäre Forschungsstelle für Judaistik, rene.bloch@theol.unibe.ch

Georg Rich ist von Beruf Volkswirt und an der Universität Bern als Honorarprofessor tätig. Seit 2002 unterrichtet er am Volkswirtschaftlichen Institut der Universität. Ferner betätigt er sich als Wirtschaftsberater und betreibt eine eigene Firma mit Namen «Rich International Consulting». Vor seiner Anstellung an der Universität Bern war er als Direktor und Chefökonom bei der Schweizerischen Nationalbank in Zürich tätig. Ende November 2001 liess er sich von der SNB pensionieren.

Die hier geäusserte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



Sind Finanzkrisen unvermeidlich?

Von Georg Rich

Seit dem 19. Jahrhundert treten in unregelmässigen Abständen internationale Finanzkrisen auf. Der Hauptgrund für den Ausbruch solcher Krisen liegt fast immer im Kreditgeschäft der Banken. Als Folge unvorsichtiger Kreditvergabe an Unternehmen oder Haushalte erleiden die Banken Ausfälle bei den ihnen zustehenden Kreditzinsen, oder können sogar die Kredite selbst nicht mehr zurückfordern. Sie erleiden Verluste, die – falls sie ein enorm hohes Ausmass annehmen – das ganze Finanzsystem in eine Krise stürzen. Ist eine Bank nämlich angeschlagen, sind die Kunden bestrebt, die bei ihr angelegten Gelder abzuheben. Sie muss einen Liquiditätsabfluss verkraften, der ihre Schwierigkeiten vervielfacht. Sie wird nun ihrerseits versuchen, Einlagen bei in- und ausländischen Partnerbanken abzu ziehen, sodass der Feuerbrand auf andere Institute und Länder übergreift.

Gegen Finanzkrisen scheint kein Kraut gewachsen zu sein. Obwohl die staatliche Aufsicht über die Banken und Finanzmärkte seit den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts massiv ausgebaut wurde, sind Finanzkrisen nicht ganz von der Bildfläche verschwunden. Wahrscheinlich gründet die Erklärung für dieses – auf den ersten Blick paradoxe – Phänomen in der Natur des Bankgeschäfts. Die Banken erfüllen nur dann die ihnen gestellte Aufgabe, wenn sie bei der Kreditgewährung Risiken eingehen. Sie können zwar durch kluge Diversifikation ihrer Risiken die Wahrscheinlichkeit von Verlusten verringern, aber nie ganz ausschliessen. Die Funktion der staatlichen Überwachung besteht darin, dafür zu sorgen, dass die Banken ausreichend hohe Eigenmittel und Liquidität halten, um gegen unerwartete Verluste oder Abflüsse

von Kundengeldern gewappnet zu sein. Die Behörden müssen die Banken auch dazu anhalten, überzeugende Methoden zur Überwachung ihrer Risiken anzuwenden. Indes darf die staatliche Überwachung gewisse Grenzen nicht überschreiten: Die Behörden sollten sich vor direkten Eingriffen in das Kreditgeschäft der Banken hüten. Versuchten sie, die Kreditgewährung der Banken direkt zu steuern, müssten sie, d. h. die Steuerzahler, letztlich die Verantwortung für die bei Fehlentscheidungen entstehenden Verluste übernehmen.

Die gegenwärtigen Turbulenzen zeigen einmal mehr, wie mangelnde Vorsicht bei der Kreditvergabe eine Krise auslösen kann. Diese hatte ihren Ursprung im Geschäft mit minderwertigen (subprime) Hypotheken, welche die amerikanischen Banken an Hausbesitzer mit geringen Einkommen gewähren. Allerdings blieben die mit solchen Hypotheken verbundenen hohen Risiken nur selten bei den Kreditgeberinnen hängen. Die minderwertigen Hypotheken wurden in der Regel an andere Finanzinstitute verkauft. Diese mixten die minderwertigen mit höherwertigen Krediten und verschnürten Hypotheken unterschiedlichster Qualität zu Bündeln, die sie in einem weiteren Schritt verbrieften. Sie verkauften die so neu geschaffenen hypothekargesicherten Wertpapiere an andere Institute, welche die erworbenen Titel teilweise wieder neu mixten und umpackten. Damit erreichte der Finanzsektor zwar eine an sich erwünschte breite Streuung der Risiken, die aber völlig undurchsichtig blieb. Als Folge dieser wenig transparenten Diversifikationsmethode tauchen die mit der Gewährung minderwertiger Hypotheken verknüpften Risiken immer noch an allen

möglichen und unmöglichen Orten auf: Bei Versicherungsgesellschaften, Pensionskassen und anderen Institutionen sowie Anlegern.

Trotz der enormen Verluste konnten Zusammenbrüche grosser Banken und anderer Finanzinstitute bisher weitgehend vermieden werden. Die staatliche Überwachung des Finanzsektors dürfte sich deshalb im Grossen und Ganzen bewährt haben. Auch die Zentralbanken leisten – als «lenders of last resort» – einen wichtigen Beitrag zur Stabilisierung des Finanzsystems. Die internationalen Märkte für Interbankkredite funktionieren seit August 2007 nicht mehr reibungslos. Dies ist auch in einer Krisensituation ungewöhnlich und deutet darauf hin, dass das gegenseitige Vertrauen selbst grosser, weltweit agierender Banken angeschlagen ist. Banken, die liquide Mittel benötigen, können sich das fehlende Geld nicht mehr ohne weiteres von anderen Instituten beschaffen. Deshalb sprangen die Zentralbanken in die Bresche und stellten den Banken wiederholt dringend benötigte Liquidität zur Verfügung. Auf diese Weise verhinderten sie, dass auch Banken, die keine Geschäfte mit minderwertigen Hypotheken abgeschlossen hatten, in Schwierigkeiten gestürzt wurden.

Das Schlimmste dürfte zwar überstanden sein, aber es wird noch eine Weile dauern, bis auf den internationalen Finanzmärkten normale Verhältnisse zurückkehren werden. Die schon im Gang befindliche globale Konjunkturabschwächung wird die Wiedergenesung des Finanzsektors ebenfalls hinauszögern.

Kontakt: Georg Rich, g.rich@richcons.ch



Nachhaltigkeit: Ein historischer Blick in den Berner Wald

Nachhaltigkeit ist keine Wortschöpfung der aktuellen Klimadebatte. Der Begriff wurzelt in der Waldwirtschaft des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Berner Historiker Martin Stuber rekonstruiert am Beispiel des Kantons Bern den Umgang mit der knappen Ressource Wald und fördert drei Konzeptionen der Nachhaltigkeit zutage – Paternalismus, Liberalismus und Naturhaushalt. Zudem öffnet der Autor den Blick auf die sich wandelnden Beziehungen zwischen Wald und Gesellschaft insgesamt.

Wälder für Generationen

Konzeptionen der Nachhaltigkeit im Kanton Bern (1750–1880)
Martin Stuber – 2008. 394 S. (mit Abb. und englischer Zusammenfassung), CHF 80.90, Böhlau Verlag Köln, ISBN 978-3-412-31705-8



Die Schweizermacher

Wer erhält den roten Pass? Eine Studie im Rahmen eines nationalen Forschungsprogramms rekonstruiert detailliert die Geschichte des Schweizer Bürgerrechts von der Bundesstaatsgründung bis heute – unter juristischen, politischen und sozialen Aspekten. Anhand von Einbürgerungsdossiers werden Fälle aus den Städten und Kantonen Bern, Genf und Basel aufgearbeitet. Ein weiteres Thema ist die Ausbürgerungspraxis im Zweiten Weltkrieg.

Das Schweizer Bürgerrecht

Erwerb, Verlust, Entzug von 1848 bis zur Gegenwart
Britte Studer, Gérald Arlettaz, Regula Argast – 2008. 448 S., 28 s/w-Abb., CHF 58.– NZZ Libro, Buchverlag Neue Zürcher Zeitung, ISBN 978-3-03823-455-5



Farbige Wissenschaft

Von der roten Ampel bis zum Hodlerschen Alpenglühn: Wir sind von Farben umgeben – in Technik, Kultur und Natur. Doch was ist das eigentlich, die «Farbe»? Das Collegium generale widmete dem faszinierenden Phänomen im Sommer 2006 eine Vorlesungsreihe mit Beiträgen aus den Naturwissenschaften, der Medizin, den Geisteswissenschaften sowie den Bereichen Kunst und Design. Im jetzt vorliegenden Sammelband ist eine CD-Rom mit Zusatzmaterialien enthalten.

«Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, ...»

Farbe und Farben in Wissenschaft und Kunst
 Berner Universitätschriften Band 52
Hanspeter Bieri, Sara Margarita Zwahlen (Hrsg.) – 2008. 286 S., 4-farbig, CD-Rom, CHF 48.–, Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-258-07201-2



Der elegante Lebensstil

Um 1700 verbreitet sich von Frankreich aus das Ideal des Galanten als stilistisches und ethisches Leitmodell in Europa. Dabei dient vor allem der Roman als Schule eleganter Lebensart. Die vorliegende Studie zeichnet die Aufnahme des «galanten Diskurs» in der deutschen Erzählprosa nach: von den französischen Quellen bis zu Weiterführungen bei Christoph Martin Wieland. So entsteht ein Gesamtbild des «romanesken Erzählens» im 18. Jahrhundert.

Konversation, Galanterie und Abenteuer

Romaneskes Erzählen zwischen Thomasius und Wieland
Florian Gelzer – 2007. 485 S., Leinen, CHF 173.–, Niemeyer Verlag Tübingen, ISBN 978-3-484-36625-1



Kunstsinnige Reisende

Der Trend, Kultur und Reisen miteinander zu verbinden, wird in unserer Erlebnisgesellschaft immer populärer. Gut inszenierte Museen stellen eine immer bedeutungsvollere Attraktion für Reisende dar. Eine Studie des Forschungsinstituts für Freizeit und Tourismus nimmt die Wechselwirkungen zwischen den Kunstmuseen und dem Tourismus unter die Lupe und zeigt mögliche Synergien auf. Befragt wurden Touristen in der Fondation Beyeler Basel, im Kirchner Museum Davos, in den Kunstmuseen Luzern und Bern sowie im Kunsthaus Zürich.

Kunstmuseen und Tourismus

Eine Marktsegmentierung der Museumstouristen
 Schriftenreihe «Berner Studien zu Freizeit und Tourismus» Heft 47
Hansruedi Müller (Hrsg.), Monika Bandi – 2007. 234 S., 65 Abb., 19 Tab., CHF 35.–, FIF-Verlag, Uni Bern, ISBN 978-3-905666-07-6



Die gespaltene Föderation

Die direkte Demokratie bindet verschiedene Gruppen in die Politik ein und wirkt stabilisierend. Sie dient den Parteien aber auch zur Mobilisierung im Abstimmungskampf und verstärkt damit gesellschaftliche Spaltungen. In einem neuen Buch werden beide Seiten der Medaille gegeneinander abgewogen.

Gespaltene Schweiz – geeinte Schweiz

Gesellschaftliche Spaltungen und Konkordanz bei den Volksabstimmungen seit 1874
Wolf Linder, Regula Zürcher, Christian Bolliger – 2008. 248 S., 56 farb. und 12 s/w-Abb., zahlreiche Graf. und Tab., Pappband, CHF 58.–, Verlag hier + jetzt Baden, ISBN 978-3-03919-080-5

Impressum

UniPress 137 Juni 2008

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (astrid.tomczak-plewka@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Matthias Abplanalp (matthias.abplanalp@kommunikation.unibe.ch); Julia Gnägi (julia.gnaegi@kommunikation.unibe.ch); Bettina Jakob (bettina.jakob@kommunikation.unibe.ch); Salomé Zimmermann (salome.zimmermann@kommunikation.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Geneviève Lüscher (g.luescher@bluewin.ch); Georg Rich (g.rich@richcons.ch); Franziska Rogger (franziska.rogger@bibl.unibe.ch);

Bildnachweise: Titelbild, Bilder Seiten 1, 4, 7, 8, 10, 13, 15, 16 und 19: © Stefan Wermuth

Seite 3: Kuno Sorgen, AK

Seiten 21: Bettina Jakob, AK

Seite 22: © Zentrum Forensische Bildgebung

Seite 25: © iStock

Seiten 27, 28, 32 und 33: © Manu Friederich

Seite 30 linke Abb.: © Der Bund 10.12.1970; Reproduktion: Manu Friederich

Seite 30 rechte Abb.: © Berner Tagblatt 2.7.1969; Reproduktion: Manu Friederich

Seite 31: © Der Bund, 12.2.1973; Reproduktion:

Manu Friederich

Seite 34: © Georg Rich

Seite 36: © iStock

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern
Hochschulstrasse 4
CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 13 500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe Oktober 2008

Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonemente@staempfli.com



Vorschau Heft 138

EINBLICKE IN DIE TIERWELT

Wenn Pferde husten und Katzen Durchfall haben: Im Tierhospital der Universität Bern kann bei solchen Beschwerden Abhilfe geschaffen werden. Doch die Vetsuisse-Fakultät bietet weit mehr als eine fundierte Ausbildung für angehende Tierärztinnen und Pflege für das liebe Vieh – so zum Beispiel biomedizinische Grundlagenforschung, die auch dem Menschen nützt. Und nicht zuletzt steht die Vetsuisse-Fakultät der Universitäten Bern und Zürich für das grösste bisherige Hochschulreformprojekt der Schweiz: Eine Fakultät an zwei Standorten – Gründe genug für einen Besuch in der hinteren Länggasse in Bern.



University of Lugano

International, Interdisciplinary, Innovative

Master:

Economics

- Finance
- Banking and Finance
- Management
- Economics and International Policies*
- International Tourism
- Financial Communication

Informatics

- Software Design
- Dependable Distributed Systems
- Intelligent Systems
- Embedded Systems Design
- Applied Informatics

Information:

University of Lugano, USI
Advisory Service
Via Buffi 13, CH-6900 Lugano
Tel. +41 (0)58 666 47 95, advisory@lu.unisi.ch
www.unisi.ch www.master.unisi.ch
Application deadline: July 1st 08

Communication Sciences

- Media Management*
- Technologies for Human Communication
- Communication for Cultural Heritage
- Public Communication*
- Communication Management and Health
- Marketing
- Corporate Communication

Institute of Italian Studies

- Italian literature and civilisation*

Academy of architecture

- Architecture*

* in Italian language,
other courses are held in English



Masterstudium in Luzern



Theologie
Kultur- und Sozialwissenschaften
Rechtswissenschaft

Universität Luzern Pfistergasse 20, CH-6003 Luzern | T 041 228 55 10
Mehr Infos unter www.unilu.ch



Werbung an Fachhochschulen und Universitäten in Europa

Go!

Der spezialisierte Berater für Werbung an Hochschulen in Europa.

Interessante Infos für Absolventen und Firmen
auf www.go-uni.com.

Go! Uni-Werbung AG
Rosenheimstrasse 12
CH- 9008 St. Gallen

Tel: +41 (0)71 244 10 10
Fax: +41 (0)71 244 14 14
E-Mail: info@go-uni.com



Wir sind Ihr Link zur Universität Abteilung Kommunikation

Interessieren Sie sich für Aktivitäten der Universität Bern? Suchen Sie eine Expertin für ein Interview oder eine bestimmte Studie?

Die Abteilung für Kommunikation ist das Kompetenz- und Dienstleistungszentrum für alle Kommunikationsbelange der Universität Bern.

Wir geben Auskunft und vermitteln Kontaktpersonen. Wir sind die Anlaufstelle für Medienschaffende, Organisationen und Private.

Wollen Sie mehr wissen?

Sie finden uns im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, 3012 Bern. Unsere Öffnungszeiten während des Semesters sind Montag bis Freitag, 8.30 bis 12.00 Uhr und 14.00 bis 17.00 Uhr.

Telefon +41 (0)31 631 80 44
Fax +41 (0)31 631 45 62
kommunikation@unibe.ch

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Website unter www.kommunikation.unibe.ch

u^b

b
**UNIVERSITÄT
BERN**